073300343

LANDAIS

ANNETTE
FREIIN VON DROSTE-HÜSSOFF
ALS
NATURFORSCHERIN

LIBRARY

OF

PRINCETON UNIVERSITY

Annette
Freiin von Droste-Hülshoff
als
Naturforscherin.

Von

Professor Dr. H. Landois,
Direktor der zoologischen Sektion für Westfalen und Lippe.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1890.
Münster i. W., Prinzipalmarkt 1. — Osnabrück.

Kaspar Zumbusch,

dem geistvollen Schöpfer von Meisterwerken
der Bildhauerkunst

freundschaftlich gewidmet

von seinem naturforschenden Vetter

Hermann Landois.

8-18-53 Gulick
3439
.76
.776

Heimatlied,

in Annettes Singweiſe, als Geleitwort.

Der Morgen graut, ein dumpfes Läuten
Vom fernen Dorfe trifft mein Ohr;
Aus ihrem dunſt'gen Schlummerpfühle
Hebt ſich die Sonne träg' empor. —
Auf altem Wall die Eichenſtümpfe
Sich recken den Geſpenſtern gleich;
Die Heid' in weißem Elfenkleide
Umfängt mich wie ein Zauberreich. —
Weſtfalenland, Heimatland
In deinem Morgenfeſtgewand,
Biſt nicht wild, biſt ſo mild,
Stillen Kindes Bild!

Ein Hüttchen lugt aus Eichenzweigen,
Leicht nickend noch vom ſchweren Tau.
Gleich Flimmerſchmuck in blonden Locken
Durchziehet Perlgeſchnür die Au. —
Am klaren Weiher haucht die Roſe
Aus ihrem Kelche linden Duft;
Der Heidelerche träum'riſch Schlagen
Verzittert in die Morgenluft.
Weſtfalenland, Heimatland
In deinem Morgenfeſtgewand,
Biſt nicht wild, biſt ſo mild,
Stillen Kindes Bild!

Der Schwaden grollt, ein murrend Rollen
Dröhnt durch den ſtarren finſt'ren Tann;
Vor ihm im dunklen Moorgeſchwehle
Der Unke Glockenlied begann.
Das Heideröschen ſenkt ſein Köpfchen
Dem Gentian ſanft an die Bruſt;
Zwergweide bettet Seidenkiſſen,
Das Blumenpaar träumt Lieb' und Luſt.
Weſtfalenland, Heimatland
In deinem Abendfeſtgewand,
Biſt nicht wild, biſt ſo mild,
Stillen Kindes Bild!

Seit lange schon hat mir der Gedanke nahe gelegen, die Freiin Annette von Droste-Hülshoff, Westfalens und Deutschlands größte Dichterin, in einem besonderen Werke auch als Naturforscherin zu kennzeichnen und zu feiern, um auf diesem Wege ihre köstlichen Gedichte über unser trautes Heimatland und seine Schönheiten, da solche immer noch nicht in das Volk gedrungen sind, auch allen Bewohnern dieses Landes lieb und vertraut zu machen dadurch, daß wir uns auf ihre Naturbeschreibungen allein beschränken.

Ein einziges Mal — es sind nun schon 45 Jahre darüber hingegangen — hatte der Verfasser dieses Gelegenheit, Annette von Droste, und zwar in ihrer alltäglichen Umgebung, kennen zu lernen; aber der erstgewonnene Eindruck, daß man es hier mit einer herzinnigen Freundin und einer hervorragenden Kennerin der Natur zu thun habe, ist lebendig geblieben, bis er jetzt in dieser Arbeit Wort und Leben gefunden hat. —

Meine Mutter hatte, um bei dem kärglichen Gehalte des Vaters, eines Inquisitoriats-Aktuars, die Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung ihrer Söhne zu ermöglichen, einen Kleinkram eingerichtet; und zu den Kunden, welche ihren täglichen Haushaltsbedarf bei uns entnahmen, gehörte auch der Hausstand der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Wie es nun Sitte war, daß die einkaufenden Dienstboten, nach

ihrem anstrengenden Gange bei Wind und Wetter zur Stadt, mit einer Tasse Kaffee „traktiert“ wurden, so suchten jene sich dadurch zu „revanchieren“, daß sie an einem schönen Sommertage die Kaufmannsfamilie mit Kind und Kegel zu sich nach draußen „invitierten“, wo letztere dann bei Kaffee, Schmand und Knabbeln und am Abend bei Stippmilch und Pfannkuchen sich gütlich thun konnten.

So kam auch ich als zehnjähriger Knabe nach Haus Rüschhaus und wurde natürlich auch auf den „Saal“ geführt, gerade als sich die Freiin dort mit einem Maler unterhielt, der an der Staffelei mit einem Brustbilde von Johann von Leyden beschäftigt war. Wohl sehe ich im Geiste noch jetzt den blutroten Mantel des Wiedertäufer-Königs vor mir — was aber meine Augen vor allem andern auf sich zog, das waren die verschiedenen Naturgegenstände, welche auf Tischen und Fensterbänken aufgeschichtet lagen; unter diesen, wie ich wohl sagen kann, interessante Stücke aus fast allen Gebieten der Natur: Gesteine, Pflanzen und Getier, darunter ein vorweltlicher Nashornzahn, der sofort meine besondere Aufmerksamkeit erregte; ferner auch Münzen und altertümliche Gegenstände. Man sah eben, daß die Dichterin diese Naturgegenstände mit Vorliebe gesammelt hatte und daß es vorzugsweise die Produkte unseres Heimatlandes waren, welche ihre Aufmerksamkeit im vollsten Maße gefangen nahmen. Die naturforschende Ader hat ja in den von Hülshoffs vorher wie nachher pulsiert. Ich erinnere nur an das für die damalige Zeit großartige Museum auf Haus Stapel und an unseren Ferdinand von Droste, den Begründer der zoologischen Sektion für Westfalen und Lippe, den der Tod leider viel zu früh seiner

naturwiſſenſchaftlichen und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit entriſſen hat.

Die Naturgegenſtände wurden aber von unſerer Dichterin nicht allein geſammelt, ſondern auch geiſtig verarbeitet und dichteriſch verwertet; und wenn ſie in einem Briefe an ihren Freund, den Profeſſor Schlüter zu Münſter, ſchreibt: „Sie wiſſen ſelbſt, liebſter Freund, daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poeſie veredelt, etwas leiſten kann“ — ſo iſt dieſe Ausdrucksweiſe ihrer Beſcheidenheit zu gute zu halten. Der Kenner ihrer Schriften wird ſagen, daß ſie auf dieſem Gebiete mehr geleiſtet hat, als ſonſt der Beſten einer. Um ſo mehr aber iſt es zu verwundern, daß man in langatmigen Lebensbeſchreibungen Annettes ſo wenig auf ihre eingehende Naturkenntnis Rückſicht genommen hat. Wir erfahren darin zwar gelegentlich, daß die Dichterin eifrig geſammelt habe und zwar antiquariſche Seltenheiten ſowohl wie Naturalien, Münzen und Gemmen; daß ſie in geſunden und kranken Tagen mit dem Hammer nach Verſteinerungen geklopft, Feldblumen und Heidekräuter aufgeſpeichert, Muſcheln, Schneckenhäuſer und ſeltſame Pflanzen vom Wegesrande aufgeleſen; daß ſie ihre kleinen Schätze und Sammlungen aus Weſtfalen nach Meersburg mitgenommen.* Ferner, daß ihre Schilderungen naturkräftig, ihre Naturbilder

* Diejenigen Gegenſtände, welche auf ihrem Landgute Rüſchhaus zurückgeblieben, hat der Neffe der Dichterin, Friedrich Freiherr von Droſte-Hülshoff, Vorſtandsmitglied unſerer zoologiſchen Sektion, in pietätvoller Würdigung in einen beſonderen Schrank aufgeſtellt und dadurch der Nachwelt erhalten; wie denn das ganze Gut Rüſchhaus neuerdings wieder in denſelben wohnlichen Zuſtand verſetzt iſt, den es zu Lebzeiten der Dichterin hatte. Auch der Garten iſt nach dem noch erhaltenen alten Plane wieder angelegt.

himmlisch seien. In diesem Sinne wird weiter auch in einer Vorbemerkung bei Veröffentlichung einiger Gedichte Annettes geäußert: „Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigentümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinne zu erfassen, mit der keckſten, prägnanteſten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß.“ Aber den Nachweis, daß alles dieses aus einer eingehenden und tiefen Kenntnis der Natur entsprungen, ist man uns bis jetzt schuldig geblieben.

Es ist der Zweck dieser Arbeit, den Nachweis zu erbringen, daß Annette von Droste eine Kennerin der Natur gewesen ist, die sich unter den Dichtern an Goethes Seite stellen darf; eine Naturforscherin, wie sie jedenfalls die Welt vorher und nach ihr sinniger und begabter nicht gekannt hat. Und wir sind der Überzeugung, daß unsere Leser am Schlusse dieser Erörterungen unser Urteil, als selbst von einem Naturforscher ausgehend, nicht gefärbt oder übertrieben finden werden. Auch sind wir fest überzeugt, daß wir mit dieser Veröffentlichung wie mit dem besonderen Werte, den wir auf die naturwissenschaftlichen Kenntnisse unserer Dichterin legen, ganz in ihrem Sinne handeln. Denn auf diesem Gebiete allein tritt sie uns in ihrer vollen, ungetrübten Größe und Genialität entgegen. Während sie sonst oft in weiblicher Laune uns in dunkle Rätsel hineinlockt und uns einigem Unbehagen überläßt, ohne eine Lösung zu

liefern; während ſie ſonſt ſo gern uns mit ſchelmiſcher Luſt in grauſige, geſpenſtige Situationen geleitet, wo uns wechſelnde Schauer hinauf- und hinabreißen, ohne daß wir zu erraten vermögen, wie ſich die Dichterin ſelbſt zu dieſen Dingen ſtellt — ſchauen wir ſie in ihrer Naturſchilderung voll und wahr, groß und klar als innige, beruhigende und erhebende Naturmalerin und Naturkennerin.

Endlich hat unſere Dichterin ſelbſt gewünſcht, erſt fünfzig Jahre nach ihrem Tode bekannt und anerkannt zu werden. Nun, es ſind jetzt über vierzig Jahre ſeit ihrem Hinſcheiden verfloſſen, und es deucht uns hohe Zeit, ihre Verdienſte von neuem hervorzuheben und auch nach dieſer beſonderen Seite hin zu beleuchten. Es ſcheint uns auch hohe Zeit, an die Herſtellung eines würdigen Denkmals für unſere Landsmännin zu denken, und mit dieſem neuen Buche über Annette von Droſte auch auf die Verwirklichung der Denkmalsfrage hinzuwirken.

Unſere Dichterin iſt auf allen Gebieten der Naturwiſſenſchaft zu Hauſe, in der Mineralogie wie in Botanik und Zoologie; ſie iſt mit den mikroſkopiſchen wie makroſkopiſchen Verhältniſſen der Weſen, die ſie beſingt, eingehend vertraut. Die Art und Weiſe, wie ſie uns jeden Weſens Sein und Leiden darlegt, verrät durch das uns ſelbſt aufgehende Verſtändnis, wie tief die Naturforſcherin ſelbſt den Grund der Weſen erfaßt und mit welcher Freude an dieſen Weſen die Dichterin ihrem Wiſſen Ausdruck verliehen hat. Dazu kommt, daß dieſe echte Tochter Weſtfalens aus dem reichen Sprachſchatze unſeres Landes neue, treffende und überraſchende Namen, Wendungen und Bezeich-

nungen geſchöpft und zur Ausſchmückung ihrer Bilder benutzt hat, wodurch dieſe neben ihrer ſonſtigen Vortrefflichkeit noch ein eigenartiges, reizendes Gepräge erhalten haben.

Wo wir mit unſeren Durchſchnittsaugen ein Wäſſerchen zu ſehen vermeinen, mit Waſſerlinſen grün überzogen und von den Zweigen eines Baumes am Ufer beſchattet, da verzaubert unſere Dichterin das alles in eine zuſammengehörige Familie, deren Mitglieder Luſt und Leid mit einander teilen vom ſtrahlenden Morgen bis hin zur ſinkenden Nacht. Wie eine holde, gütige Fee hat ſie über unſere beſcheidenen Fluren die reichſten Schätze ausgeſtreut, daß wir mit Luſt darauf hinſchauen. Aus ihrem übervollen Herzen hat ſie Gaben und Kräfte geſchöpft, mit denen ſie die einſame Heide, den ärmſten Strauch, das kleinſte Kräutlein am Wege ſo ausſchmückt, daß wir uns teilnahmsvoll zu ihm niederbeugen. Den unſcheinbarſten Gebilden hat ſie Blick und Wort verliehen, daß wir mit ihnen wie mit unſeres Gleichen reden und verkehren können; und die ödeſte Sandwüſte gewinnt hohen Wert, wenn ihr ſonniges Dichterauge darüber hinſtreift, und ihre innerſten Geheimniſſe erſchaut und ans Licht gefördert werden. Und ſo iſt in unſeren Augen höher als alle Schätze der Welt der Wert zu rechnen, den unſer Heimatland unter den Schilderungen dieſer Dichterin gewonnen hat, und welchen wir ſo gern der jetzigen und allen kommenden Generationen vor Augen führen möchten.

Als der Verfaſſer dieſes in ſeinem Buche „Der Menſch und die drei Reiche der Natur“ alle diejenigen Mineralien, Pflanzen und Tiere anmerkte, welche in den Gedichten der Annette von Droſte poetiſch ver-

wertet und vergeistigt vorkommen, da war er erstaunt, fast kein Blatt des Buches ohne Merkzeichen zu finden. Und so wird die nachstehende Abhandlung an der Hand meines Lehrbuches um so übersichtlicher gehalten werden können, als in der Naturerkenntnis der Dichterin von den einfachsten Elementen bis zu den vollkommensten Geschöpfen nirgends eine Lücke zu finden ist. Nichts von allem, was draußen lebt und wirkt, von dem im Sande verlorenen Kiesel bis hinauf zu den stolzesten Höhen des Lebens, ist ihrem Auge entgangen; nichts ist ihrem Sinne zu unwichtig oder unwesentlich gewesen, in ihren Phantasieen eine Rolle zu spielen; nichts ist unverstanden oder unbeachtet geblieben vor dem alle Reiche der Welt umfassenden Verständnis dieser schlichten Frauenseele. Und woher hat unsere Dichterin diese tiefsinnige Erkenntnis der Natur? Aus Schulen, aus Büchern, aus den Köpfen ergrauter Lehrer? Nein; dort will sie der Schüler Lust nicht stören, dort schleicht sie lieber ungesehen beiseite,

„Doch die Katheder im Gebirge nah,
Der Meister unsichtbar, doch mit Hurra
Ihm Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen;
Matrikel ist des Herzens frischer Schlag,
Da will zeitlebens ich, bei Nacht und Tag,
Demüt'ger Schüler, seinen Worten lauschen!"

(„Die Schulen", S. 29.)*

Durchstreifen wir nun mit der Dichterin die drei Reiche der Natur, so haben wir aus ihrer Kenntnis

---

* Wir citieren durchweg nach der in 3. Auflage bei Ferd. Schöningh, Paderborn u. Münster erschienenen Ausgabe: „Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. 1887."

des Mineralreiches hervorzuheben, wie ſchon die Elemente, dieſe Verkörperung der uranfänglichen Naturanſchauung, unter der Hand der Dichterin Fleiſch und Blut annehmen. In den Himmelsodem Luft zieht am friſchen Morgen der Jäger mit leichtem Schritt. Das Waſſer iſt verkörpert in dem Meere, dem köſtlichen Blute der Erde; und wenn am Mittag die ganze Natur ſchläft, geht ihr Pulsſchlag auf und nieder im heiligen Meere. Die Erde wird geſchildert durch den tauigen Abend, wenn der Gärtner ſeine Lieblinge, die Blumen, alle der Hut der lieben Mutter, der Erde, anvertraut. Das Feuer aber kommt am ſinnigſten zur Geltung im Dunkel der Nacht, wo der Hammerſchmied das glühende, vor verhaltenem Grimme zitternde Eiſen bleichkalten Angeſichts bändigt und zähmt („Die Elemente", S. 75). Auch den ſtarren, blaſſen Wachskerzen, welche bei einer Beerdigungsfeier um die Bahre des Toten brennen, weiß die Dichterin eine lebendige Rolle zuzuweiſen:

„Nur an der Tumba ſchwarzer Flämmchen Kniſtern
Schien leiſe mit dem Grabe noch zu flüſtern."

(„Der Prediger", S. 15.)

In dem prachtvollen Gedichte „Die Mergelgrube" werden uns die Geſteine der Erde und die verſteinert darin ruhenden Zeugen der uralten Lebewelt in einer Art und Weiſe vorgeführt, die einem Geologen und Mineralogen von Fach zur Ehre gereichen würde. Zur Erklärung des Nachſtehenden glauben wir vorausbemerken zu müſſen, daß es ſich hier um Geſteinfunde in dem Grenzgebiete der münſterländiſchen Ebene handelt, welche in Urzeiten gleich der ganzen norddeutſchen Tiefebene vom Meere bedeckt

geweſen iſt. Später in der Eisperiode haben rieſige Gletſcher und Eisfelder von den hochnordiſchen Landgebieten her Geſteine verſchiedenſter Art zu uns herübergeſchoben und beim Schmelzen hier abgelagert. Mit ſolchen ſog. Findlingen — vom kleinſten Kieſel bis zu Kubikmeter umfaſſenden Blöcken — iſt das Münſterland ſo überdeckt geweſen, daß neben jahrhundertelanger Ausfuhr derſelben nach den Niederlanden u. ſ. w. noch viele Kirchen davon aufgebaut, in vielen Orten die Straßen damit gepflaſtert und unter Napoleons Herrſchaft die Heerſtraßen des Landes daraus hergeſtellt werden konnten.

„Stoß' deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
Geſteine ſiehſt du aus dem Schnitte ragen,
Blau, gelb, zinnoberrot, als ob zur Gaut
Natur die Trödelbude aufgeſchlagen.
Kein Pardelfell wird je ſo bunt gefleckt,
Kein Rebhuhn, keine Wachtel ſo geſcheckt,
Als das Gerölle, gleißend wie vom Schliff,
Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze.
Wie zürnend ſturt (= ſtiert) dich an der ſchwarze Gneis,
Spatkugeln kollern nieder, milchig weiß,
Und um den Glimmer fahren Silberblitze;
Geſprenkelte Porphyre, groß und klein,
Die Okerdruſe und der Feuerſtein —
Nur wenige hat dieſer Grund gezeugt,
Der ſah den Strand und der des Berges Kuppe;
Die zorn'ge Welle hat ſie hergeſcheucht . . . . .
Fremdlinge nennt man ſie, weil von der Bruſt,
Der mütterlichen, ſie geriſſen ſind,
In fremde Wiege, ſchlummernd unbewußt,
Die fremde Hand ſie legt wie's Findelkind.

O welch ein Waiſenhaus iſt dieſe Heide,
Die Mohren, Blaßgeſicht und rote Haut
Gleichförmig hüllet mit dem braunen Kleide!
Wie endlos ihre Zellenreih'n gebaut!"

Wem iſt wohl — immer den Altmeiſter Goethe ausgenommen — ein Dichter oder gar eine Dichterin bekannt, welche neben ſolchen Einzelkenntniſſen die Fähigkeit beſeſſen hätten, dieſe Kenntniſſe ſo ſinnig und würdig und doch ſo ganz ohne Prahlerei und Aufdringlichkeit vor uns auszubreiten?! Und aus demſelben prächtigen Gedichte geht auch hervor, wie ſie Sinn und Verſtändnis hatte für die Überreſte der Vorwelt, welche ſie in den Verſteinerungen zeitlebens gern geſucht und um derentwillen ihre Hand manch harten Stein zerklüftet hat.

„Ha, auf dieſer Schieferplatte hier Meduſen —
Noch ſcheinen ihre Strahlen ſie zu zücken,
Als ſie geſchleudert von des Meeres Buſen,
Und das Gebirge ſank, ſie zu zerdrücken.
Es iſt gewiß, die alte Welt iſt hin,
Ich Petrefakt, ein Mammutskuochen drin!"

Es iſt ja bekannt, daß in damaliger Zeit nicht allein ſammelnde Naturforſcher vom Volke beſpöttelt wurden; vielmehr erinnere ich mich, daß, als mein Vorgänger im Amte, der ſo berühmt gewordene Profeſſor Bex in Münſter, zuerſt auf Infuſorien aufmerkſam machte, er allgemein mit dem Spitznamen „Konfuſionstier" benannt wurde. Daß auch Annette ob ihrer Sammelliebhaberei vielfach beſpöttelt worden und daß dies ihr ſelbſt auch gar kein Geheimnis geweſen iſt, ſpricht ſie mit lächelndem Munde am Schluſſe desſelben Gedichtes bei der Unterredung mit dem einfältigen Schafhirten aus:

„Ich reichte ihm die Schieferplatte: ‚Schau,
Das war ein Tier.‘ Da zwinkert er die Brau'
Und hat mir lange pfiffig nachgelacht —
Das ich verrückt ſei, hätt' er nicht gedacht.“

Ferner berichtet ſie in einem Briefe über ihren Freund, den Kreisphyſikus Tſcheppe: „Tſcheppe und ich ſind große Freunde und haben uns wertvolle Geſchenke an Verſteinerungen und Schneckenhäuſern gemacht; denn er kriecht ebenſo wie ich am See und in den Weinbergen umher und iſt lange vor mir gekrochen, ſodaß die Meersburger an dieſe neue Art von Vierfüßlern gewöhnt ſind, was mir jetzt gut zu ſtatten kömmt; denn es fällt keinem ein, etwas Beſonderes darin zu finden.“

Welchen gewaltigen Eindruck die Hünengräber auf die ſo lebhafte Phantaſie unſerer Dichterin gemacht haben, und wie genau Weſen und Wert dieſer Grabhügel ihr bekannt geweſen ſind, ſpricht ſich in den folgenden Verſen aus:

„Seltſames Lager, das ich mir erkor!
Zur Rechten, Linken ſchwoll Geſtein empor,
Gewalt'ge Blöcke, rohe Porphyrbrode;
Mir überm Haupte reckte ſich der Bau,
Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau',
Und mir zu Füßen ſchwankt' die Ginſterlode.

Ich wußte gleich, es war ein Hünengrab,
Und feſter drückt' ich meine Stirn hinab,
Wollüſtig ſaugend an des Grauens Süße,
Bis es mit eiſ'gen Krallen mich gepackt,
Bis wie ein Gletſcherbronn des Blutes Takt
Aufquoll und hämmert' unterm Mantelvließe.

. . . . . .

Ha! welche Sehnen wälzten diesen Stein?
Wer senkte diese wüsten Blöcke ein,
Als durch das Heid die Totenklage schallte?
Wer war die Drude, die im Abendstrahl
Mit Run' und Spruch umwandelte das Thal,
Indes ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort ist der Osten, dort, drei Schuh im Grund,
Dort steht die Urne und in ihrem Rund
Ein wildes Herz zerstaubt zu Aschenflocken;
Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,
Und finster schütteln über diesen Stein
Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken."

(„Der Hünenstein", S. 49.)

Es erforderte viele Seiten, wollten wir den Nicht-eingeweihten erklären, wie sich hier die Phantasie der Dichterin mit der Wirklichkeit, mit der Art und Weise der Beerdigungen und mit der inneren und äußeren Zurichtung dieser uralten Grabstätten deckt.

Bei der nachfolgenden Schilderung in ihrem Mahnruf an die Weltverbesserer scheint die Dichterin das Bild der blauen Grotte von Capri vor Augen gehabt zu haben.

„Höhlen giebt es am Meeresstrand,
Gewalt'ge Stalaktitendome,
Wo bläulich zuckt der Fackel Brand,
Und Kähne gleiten wie Phantome.
Das Ruder schläft, der Schiffer legt
Die Hand dir angstvoll auf die Lippe,
Ein Räuspern nur, ein Fuß geregt,
Und donnernd überm Haupte schlägt
Zusammen dir die Riesenklippe."

(„An die Weltverbesserer", S. 24.)

Wenn ſie das Tönen der Glocke bei einer Trauerfeier in der Kirche ſchildert, wird ſelbſt das ſtarre Erz zur tiefeindringenden, mahnenden Stimme:

„Langſam und ſchwer vom Turme ſtieg die Klage,
Ein dumpf Gewimmer zwiſchen jedem Schlage,
Wie Memnons Säule weint im Morgenflor.
Am Glockenſtuhle zitterte der Balke,
Die Dohlen flatterten vom Neſt, ein Falke
Stieg pfeifend an der Fahne Schaft empor.“

(„Der Prediger“, S. 14.)

Eine Erzſtufe, welche die Dichterin einmal neben anderen Geſchenken zum Wiegenfeſte erhalten hatte, zaubert ihr das Leben und Treiben der Bergknappen vor die Augen, das ſchöner und ergreifender wohl nimmer beſchrieben worden iſt, als hier. „Steiger bete .... Gott die Seele, dem Schacht der Leib.“ Wir ſind vor Ort; der Hammer pickt, die Stufe bricht; aber unheimlich lauert hinter dem reichen Erzgange der giftige Brodem, das ſchlagende Wetter —

„Da
Wo der Kobold den Hammer ſchwang,
Wo ich am Bruche ihn ſchnuppern ſah.
Gleich dem Molche, von Dunſte trunken,
Schwoll und wackelt' der Gnom am Grund,
Und des Gaſes kniſternde Funken
Zogen in ſeinen ſaugenden Schlund.“

(„Sommernachtstraum“, S. 150.)

Ganz beſondere Aufmerkſamkeit hat unſere Dichterin dem Pflanzenreiche zugewendet, deſſen Weſen im kleinſten wie im großen, im einzelnen wie im Wechſelwirken ſie ſo innig geliebt und ſo herrlich ausgemalt hat, daß man nicht weiß, ob man ſich mehr

wundern ſoll über das Verſtändnis dieſes Lebenskreiſes, oder über die Innigkeit und Lieblichkeit, mit welcher Annette ſein Weſen und Wirken zu ſchildern weiß. Welche tiefgreifende Beobachtungsgabe, welche wunderbare Empfindung für das kleinſte Bild, für den geringſten Laut in der Natur, welches ſichere Erfaſſen ſelbſt des vorüberhuſchenden Schattens ſpricht aus der Schilderung des Weihers! (S. 45 bis 48.) Wie ſchön iſt die Sprache des Schilfes, das mit ſeinem flüſternden Säuſeltone ſo recht zu der geiſterhaften Natur unſerer Sängerin paßt.

„Stille, er ſchläft! ſtille, ſtille!
Libelle, reg' die Schwingen ſacht,
Daß nicht das Goldgewebe ſchrille,
Und, Ufergrün, hab' gute Wacht,
Kein Kieſelchen laß niederfallen.
Er ſchläft auf ſeinem Wolkenflaum,
Und über ihn läßt ſäuſelnd wallen
Das Laubgewölb der alte Baum;
Hoch oben, wo die Sonne glüht,
Wieget der Vogel ſeine Flügel,
Und wie ein ſchlüpfend Fiſchlein zieht
Sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
Stille, ſtille! er hat ſich geregt,
Ein fallend Reis hat ihn bewegt,
Das g'rad' zum Neſt der Häufling trug;
Su, ſu! breit', Aſt, dein grünes Tuch —
Su, ſu! nun ſchläft er feſt genug!"

In dem Kleinleben des Teiches ſpielen ſelbſt die Waſſerfäden eine hochbedeutſame Rolle, indem die feinfühlige Dichterin ſie alſo zu der Linde am Ufer reden läßt:

„Neid' uns! neid' uns! laß die Zweige hangen,
Nicht weil flüſſigen Kryſtall wir trinken,
Neben uns des Himmels Sterne blinken,
Sonne ſich in unſerm Netz gefangen —
Nein, des Teiches Blutsverwandte, feſt
Hält er all uns an die Bruſt gepreßt,
Und wir bohren unſre feinen Ranken
In das Herz ihm, wie ein liebend Weib,
Dringen Adern gleich durch ſeinen Leib,
Dämmern auf, wie ſeines Traums Gedanken;
Wer uns kennt, der nennt uns lieb und treu,
Und die Schmerle birgt in unſrer Hut
Und die Karpfenmutter ihre Brut;
Welle mag in unſerm Schleier koſen;
Und mir traut die holde Waſſerfey,
Sie, die Schöne, lieblicher als Roſen.
Schleuß, Trifolium, die Glocken auf,
Kurz dein Tag, doch königlich dein Lauf!"

Welche Fülle von Gedanken, Beobachtungen und Anregungen in wenigen, ſanft hinfließenden Verſen, geknüpft an die unſcheinbaren Algen, welche wohl noch nirgend anders die Beachtung eines Dichters gefunden haben mögen.

Unſerer Dichterin waren auch die meiſt ſo wenig bekannten und beachteten Flechten, ſowohl die langhaarigen Bartflechten wie auch die kelchartigen Kladonien bekannte Kinder der Baumrinden, der Geſteine und des Heidebodens. Und wie oftmals ferner erwähnt ſie die grünen Moospolſter, auf die ſie ſo gern ihren Mantel ausgebreitet, um auf ihnen in träumeriſcher Ruhe zu phantaſieren.

Steigen wir höher hinauf im Pflanzenreiche, ſo finden wir S. 469 im zweiten Geſange der „Schlacht

im Loener Bruch“ das Tannicht zur Nachtzeit also beſungen:

„Ringsum die Äſte wie im Schlaf
Streckt ſchwarz und wüſt der weite Tann,
Ein Rieſenheer in Zaubermacht
Für tauſend Jahr und eine Nacht.
Schwer war ihr Traum, da überall
Wie Schweiß ſich aus den Poren ſtiehlt,
Man rauſchen hört der Tropfen Fall,
Wenn nur ein Lüftchen, kaum gefühlt,
Um die belad'nen Nadeln ſpielt.
Stickdunkel rings.“

Der Wacholder, dieſer Charakterſtrauch unſerer weſtfäliſchen Heiden, gehört zu den zweihäuſigen Pflanzen. Die Staubgefäßblüten ſtäuben den Blütenſtaub wolkig in die Luft:

„Unwillig ſchnauben ſie (die Rinder) den gelben Rauch,
Das Euter ſtreifend am Wacholderſtrauch.“

(„Die Jagd“, S. 38.)

Die harzigen Nadeln des Wacholders geben dem Feuer lodernde Nahrung:

„Da bricht ein ſtarker Knabe
Aus des Geſtrüppes Windel
Und ſchleifet nach im Trabe
Ein wüſt Wacholderbündel.
Er läßt's am Feuer kippen,
Hei, wie die Buben johlen
Und mit den Fingern ſchnippen
Die Funkengirandolen!
. . . . . .
Und wie die Nadeln ſpritzen
Und wie die Äſte knattern.

(„Das Hirtenfeuer“, S. 63.)

Auch die Herbſtzeitloſen, jene wunderlichen blätterloſen Blumen, welche mit ihren violetten Blütenkelchen im Herbſte den Schmuck der Gelände, namentlich im Gebirge bilden, hat ſich Annette nicht entgehen laſſen, und wohlbekannt iſt ihr der prachtvolle Anblick,

„Wenn die Zeitloſe übers Thal
Den amethyſtnen Teppich webt."

(„Der Säntis", S. 92.)

Wie die alten Eichen in ihrer würdigen Haltung ein herrſchaftliches Schloß umgeben, wird mit folgenden Worten ausgedrückt:

„Die alten Eichen ſtehn von fern (d. h. des Schloſſes),
Reſpektvoll flüſternd mit den Wellen (des Weihers),
Wie eine graue Garde gern
Sich mag um graue Herrſcher ſtellen."

(„Der Schloßelf", S. 312.)

Ganz beſondere Lieblinge unſerer Dichterin ſind die Heideblumen, und es wäre überflüſſig, die zahlloſen Stellen hier anzuführen, wo ſie dieſer ihrer Lieblinge gedenkt. Aber über das Heideröschen, wie es oft genannt wird und welches nicht von allen Kennern und Erklärern Annettes richtig erklärt worden, muß umſomehr hier ein Wort geſprochen werden, als noch jüngſt in einem wiſſenſchaftlichen Vortrage das Heideröschen als die Klatſchroſe gedeutet worden iſt. Abgeſehen davon, daß dieſe ſtets unter Korn wachſende Blume nirgends auf der Heide vorkommt, verdiente dieſe Pflanze mit ihren abfälligen, knallroten, das Auge faſt beleidigenden Kronenblättern nicht die Aufmerkſamkeit der Dichterin der Heide. Das Heideröschen iſt gleichnamig mit dem „Heideglöckchen", Erica tetralix L. der Botaniker. Auf weſtfäliſchen

Heiden hat dieſes ſonſt ſeltene Heidekraut die Oberhand. Seine zierlichen Sträuchlein tragen an der Spitze einen niedlichen doldigtraubigen Blütenſtand, aus welchem die einzelnen Blütchen nickend niederhangen. Die glockenförmigen, roſenroten Kronen ſind wie aus Wachs modelliert und ſind ſo reich an köſtlichem Nektar, daß aus ihnen die Bienen vorzugsweiſe den ſüßen Honigſeim ſammeln, und zur Gewinnung reichlichen Honigs allherbſtlich die Imker des Landes ihre Bienenſtöcke Wochen hindurch in der Heide aufſtellen.

Als Eigentümerin eines kleinen Weinberges läßt die Dichterin auch die Trauben in Vers und Proſa eine Rolle ſpielen, und die Trauben können ſtolz darauf ſein, in dem Gedichte an Levin Schücking „Die Schenke am See“ (S. 80) alſo beſungen zu werden:

„Sitz' nieder! — Trauben! — und behend erſcheint
Zopfwedelnd der geſchäftige Pygmäe (d. h. der Wirt);
O ſieh, wie die verletzte Beere weint
Blutige Thränen um des Reifes Nähe;
Friſch greif' in die kryſtallne Schale, friſch,
Die ſaftigen Rubine glühn und locken;
Schon fühl' ich an des Herbſtes reichem Tiſch
Den kargen Winter nahn auf leiſen Socken.“

Die Linde ſcheint der Lieblingsbaum Annettes geweſen zu ſein; dafür ſprechen ſchon die zahlreichen Verſe über dieſen den alten Deutſchen heiligen Baum, von denen wir nur folgende hier wiedergeben wollen.

„Ich breite über ihn (den Weiher) mein Blätterdach,
So weit ich es vom Ufer ſtrecken mag.
Schau her, wie langaus meine Arme reichen,
Ihm mit den Fächern das Gewürm zu ſcheuchen,
Das hundertfarbig zittert in der Luft.

Ich hauch' ihm meines Odems beſten Duft,
Und auf ſein Lager laß ich niederfallen
Die lieblichſte von meinen Blüten allen;
Und eine Bank lehnt ſich an meinen Stamm,
Da ſchaut ein Dichter von dem Uferdamm,
Den hör' ich flüſtern wunderliche Weiſe
Von mir und dir und der Libell' ſo leiſe,
Daß er den frommen Schläfer nicht geweckt;
Sonſt wahrlich hätt' die Raupe ihn erſchreckt,
Die ich geſchleudert aus dem Blätterhag.
Wie grell die Sonne blitzt; ſchwül wird der Tag.
O, könnt' ich! könnt' ich meine Wurzeln ſtrecken
Recht mitten in das tief' kryſtallne Becken,
Den Fäden gleich, die, grünlicher Asbeſt,
Schau'n ſo behaglich aus dem Waſſerneſt,
Wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande
Hier einſam niederlechzt vom Uferrande."

(„Der Weiher", S. 46.)

Und eine Strophe noch aus „Der Spiritus Familiaris des Roßtäuſchers" (S. 342):

„Am Wieſenhang 'ne Linde ſteht, ſo lieblich winkend mit den Zweigen,
Auf jedem Aſt ein Vogelneſt, um jede Blüt' ein Bienenreigen,
Sie ſcheint den düſtern Föhrenwald aus ihren Kelchen anzulächeln,
Des nahen Städtleins Angelus ein ſäuſelnd Ave zuzufächeln,
Und für den nahen Friedhof auch
Hat ſie verſüßt des Weſtes Hauch."

Die eigentümliche Beſchaffenheit der Roßkaſtanie, welche bekanntlich in einer ſtacheligen Kapſel die ungenießbare Frucht trägt, konnte gar nicht beſſer verwertet werden, als in der kurzen, kernigen Schilderung

des Landsknecht-Oberſt Spar in der „Schlacht im Loener Bruch“ (S. 443).

„ . . . . und langſam tritt
Vor ſeinen Feldherrn Obriſt Spar.
Ein Mann, ſo aller Milde bar,
Daß ihn der Herzog oft verglich
Der Roßkaſtanie, deren Stich
Nur trotzig zu verbergen ſucht,
Daß ungenießbar iſt die Frucht.“

Die Kreſſe in ihrer bemerkenswerteſten Eigenſchaft, dem raſchen Wachstum und Gedeihen, wird kurz und treffend gekennzeichnet in dem Vers:

„Dann lebten wir auf und atmeten leicht
Und ſchoſſen wie Kreſſen ſo grün.“
(„Der Mutter Wiederkehr“, S. 300.)

Unſere ſinnige Dichterin ſammelte nicht ſogenanntes „Heu“ für trockene Herbarien; jedes Blümchen, jeder Strauß an den Wänden ihres Stübchens iſt mit einer Erinnerung an Zeit und Ort ihrer Leſe verknüpft. Das Vergißmeinnicht ruft ihr die Erinnerung an eine längſt dahingeſchiedene Jugendfreundin wach; aus dem Kelche der Kamelie tönt noch die Muſik eines fröhlichen Abends mit Tanz und Gartenbeleuchtung.

„Dies Alpenröschen nährte mit Schnee
Ein eisgrau ſtarrender Rieſe;
Und dieſe Tange entfiſcht' ich der See
Aus Muſchelgeſcherbe und Kieſe . . . .

Und ihr, meine Sträuße von wildem Heid',
Mit lockerem Halme geſchlungen,
O ſüße Sonne, o Einſamkeit,
Die uns redet mit heimiſchen Zungen!

Ich hab' ſie gepflückt an Tagen ſo lind,
Wenn die goldenen Käferchen ſpielen,
Dann fühlte ich mich meines Landes Kind,
Und die fremden Schlacken zerfielen.
. . . . . .
Eine Fey entſchleicht der Kamelie ſich,
Liebesſeufzer ſtöhnet die Roſe,
Und wie Blutes Adern umſchlingen mich
Meine Waſſerfäden und Mooſe."

(„Meine Sträuße", S. 162.)

Und wie reizend weiß ſie ihre weiteren botaniſchen Kenntniſſe zu entfalten, wenn ſie das Erwachen der Blumenwelt beim Sonnenaufgange ſchildert:

„Da regen tauſend Wimpern ſich zugleich,
Masliebchen hält das klare Auge offen,
Die Waſſerlilie ſieht ein wenig bleich,
Erſchrocken, daß im Bade ſie betroffen;
Wie ſteht der Zitterhalm verſchämt und zage!
Die kleine Weide pudert ſich geſchwind
Und reicht dem Weſt ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage.
Ehrfürchtig beut den tauigen Pokal
Der Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz von Geblüte hat die erſte Stätte,
Er, immer dienend an der Fürſtin Bette.

(„Die Lerche", S. 34.)

Von den Pflanzen gehen wir nun zu den Lebeweſen aus dem Tierreiche über, mit deren Schilderung Annette ihre Gedichte ausſchmückt, auch hier zugleich ſich als tiefſinnige Naturbeobachterin und Naturforſcherin verratend. Und es ſind auch hier vorzugsweiſe Geſtalten aus der Heimat, die uns vor Augen geführt werden.

Das phosphorescierende Leuchten der niederen Seetiere und deren rasche Vergänglichkeit deutet unsre Naturkennerin im „Strandwächter“ (S. 219), ebenso kurz als treffend, mit den Worten an:

„Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,
Vermoderte Quallen und Schnecken,
Laß sie leuchten, sie zünden nicht,
Und morgen sind's grünliche Flecken.“

Eigentümlich ist die Rolle, welche Annette in der „Schlacht im Loener Bruch“ (S. 474) eine Schnecke spielen läßt, die dem gespannt lauschenden Grafen Tilly über das Gesicht kriecht, ohne daß der eine Teil durch den anderen sich stören ließe.

„O, wie so ruhig lag mein Graf!
Er fühlt', wie über sein Gesicht
Die Schnecke zog den zähen Schleim,
Still lag er, wie ein Heidedamm . . . .“

Selbst die Spinnen, sonst allen weiblichen Wesen ein unüberwindlicher Abscheu, sind den beobachtenden Augen unserer Dichterin in ihrer Arbeit und in ihrer wunderbaren Kunstfertigkeit nicht entgangen.

„Doch sieh die Spinne, rutschend hin und her,
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
Viel edle Funken sind darin entglommen;
Da kommt der Wind und häkelt es vom Heid,
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen.“

(„Die Lerche“, S. 35. 36.)

Und wieder wird das Gewebe der Spinne als zur Romantik verfallenen Gemäuers gehörend uns vorgeführt:

„Das Dach, vom Mooſe überſchwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fenſterloche aufgeſchlagen.

Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
Der ſchillernden Libelle Flügel,
Und ihres Panzers goldner Spiegel
Ragt kopflos am Geſims hervor.“

(„Das öde Haus“, S. 84.)

Alſo ſelbſt der zerſtückelte Leib einer Libelle, von den Fäden eines Spinnengewebes feſtgehalten, iſt von dem Auge der Naturforſcherin erſpäht und von der Dichterin zur Ausſchmückung ihres phantaſtiſchen Bauwerkes verwendet worden. Auch die lebende und ſchwebende, einem beflügelten Metallſtäbchen gleichende Libelle iſt vielfach in den Schilderungen unſerer Heldin zu finden.

In Marſch befindliche Heereszüge ſind bei den Dichtern von jeher, zuletzt noch von Scherenberg in ſeinem „Waterloo“ mit einer glitzernden Schlange verglichen worden. Wie eigenartig dagegen und wie ungleich naturgetreuer iſt der Vergleich mit einem Skolopender. Dieſes langgeſtreckte Tier, welches an jedem Leibesringel ein paar ſcharf hervorſtehende Beine trägt, iſt wohl den meiſten Dichtern unbekannt geblieben, weil es meiſt im verborgenen lebt. Annette aber hat dieſe Art Tauſendfüßler kennen gelernt und zu einem wohlgelungenen Bilde benutzt, indem ſie dichtet:

„Ein langer Skolopender, zog
Des Fußvolks Linie, Speere hoch.“

(„Schlacht im Loener Bruch“, S. 483.)

Die arbeitenden Ameiſen werden uns in dem an Schönheiten aller Art ſo reichen Liede von der Lerche (S. 35) als fleißige Bergleute vorgeſtellt.

„Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schooß,
Wie ſich die ſchwarzen Knappen drängen, ſtreifen
Und mühſam ſtemmend aus den Stollen ſchleifen
Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß;
Ameiſenvolk, du machſt es dir zu ſchwer!"

Wie oft wohl mag unſre Dichterin vor der Wohnſtätte eines ſolchen Ameiſenvolkes gekniet und mit frohem Intereſſe deſſen Thätigkeit beobachtet haben!

Auch den Johanniswürmchen, welche wie Silbergeflitter und Edelgeſtein in dem dunkelen Teppich der Nacht leuchten, wird in dem ernſten Sang über die Schlacht am Loener Bruch (S. 468) eine Strophe vergönnt.

„Weit, weit das Feld, ein graues Tuch,
Johanniswürmchen hier und dort,
Das matte Silberfunken trug,
Wie Schlangenauge übern Hort."

Bekannt und vertraut war unſerer Dichterin auch das Weſen der als „Totengräber" bezeichneten Käfer, welche kleine Tierleichen in der Sorge für ihre Nachkommenſchaft im Boden verſcharren. Dies geht aus folgenden ſchönen Verſen hervor:

„Und mir zu Füßen hört' ich leiſes Knirren,
Ein Rütteln, ein Gebröckel und ein Schwirren.
Es war der Totenkäfer, der im Sarg
Soeben eine friſche Leiche barg."

(„Die Mergelgrube", S. 54.)

Als ich mein Buch über „Tierſtimmen" ſchrieb, konnte ich wahrlich nichts Beſſeres thun, als das von unſerer Dichterin ebenſo treffend als ſchön geſchilderte Inſektenkonzert bei aufgehender Sonne wörtlich darin aufzunehmen.

„Da krimmelt, wimmelt es im Heidgezweige,
Die Grille dreht geſchwind das Beinchen um,
Streicht an des Taues Kolophonium
Und ſpielt ſo ſchäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Horniſt, der Käfer, ſchnurrt;
Die Mücke ſchleift behend die Silberſchwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Diskant und auch Tenor die Fliege ſurrt;
Und, immer mehrend ihren werten Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Iſt als Baſſiſt die Biene eingeſchritten;
Schwerfällig hockend in der Blüte, rummeln
Das Kontraviolon die trägen Hummeln.
So tauſendarmig ward noch nie gebaut
Des Münſters Halle, wie im Heidekraut
Gewölbe an Gewölben ſich erſchließen,
Gleich Labyrinthen in einander ſchießen;
So tauſendſtimmig ſtieg noch nie ein Chor,
Wie's muſiziert aus grünem Heid hervor."

(„Die Lerche", S. 34.)

Wahrlich, es lacht das Herz dem Forſcher, der mit Seziermeſſer und Lupe den geheimen Bahnen der Naturkräfte folgt, wenn er das, was er mühſam errungen und erforſcht hat, von dem Genius einer Dichterin alſo in lebende Bilder verwandelt findet. —

Das in dem Gedichte „Die Mergelgrube" vorkommende Wort „Byſſusknäuel" iſt denn doch von den Interpreten zu arg mißdeutet worden, wenn ſie es mit „Baumwolle" oder ſogar mit „fadenartigen Algen" überſetzen. Nein „Byſſus" iſt das ſeidenartige Gefäde, welches manche Muſcheln, namentlich die ſchuppige Steckmuſchel, Pinna squamosa L., mit ihrem Fuße ſpinnen. Es wurde im Altertume zu

kostbaren Kleidungsstücken verwebt. Wenn nun unsere Dichterin eine Mumie beschreibt, dann bilden der Skarabäus, d. h. der heilige Käfer der Ägypter, und der Byssus sehr passende Attribute einer Mumie. Annette besaß eingehendes Verständnis von der Bestattungsweise der alten Ägypter („Die Mergelgrube", S. 55).

Der Hai, dieser Schrecken des Meeres, muß in der „Schlacht im Loener Bruch" (S. 463) das Bild eines Heerführers hergeben:

„Sein Auge klar, doch grau wie Blei
— So durch die Welle blitzt der Hai." —

Als Molche werden die Berggeister, Unholde und Gnomen personifiziert.

„Gleich dem Molch, von Dunste trunken
Schwoll und wackelt' der Gnom am Grund."
(„Sommernachtstraum", S. 157.)

Der glockenartigen Stimme der Unken wird in den Versen gedacht:

„Zerronnen wie ein Wellenschaum, —
Ich hörte nur der Wipfel Stöhnen
Und unter mir, an Weihers Saum,
Der Unken zart Geläute tönen."
(„Die Verbannten", S. 13.)

Das Unheimliche des Schlangenblickes sowie auch die totenstarre Ruhelage der Schlangen werden an der Boa also versinnbildlicht:

„„Bekenne, Hund!' und hochgepflanzt
Die Partisane zuckend tanzt:
So hängt der Boa Haupt vom Ast
Und züngelt, eh' den Raub sie faßt."
(„Schlacht im Loener Bruch", S. 445.)

Und: „Huſch! duckt der Lauſcher in das Kraut,
Wie eine Boa lag er da."
(Desgl. S. 472.)

Unter Waſſerſchlangen ſind wohl die hier zu Lande ſo häufigen Ringelnattern zu verſtehen; und auch von dieſem, ſonſt ſo verſchrieenen Gewürm hat Annette ein Bild, nämlich das zweier wütender Kämpfer entlehnt.

„Dann wütig kämpfend in dem Schlamm,
Sie rangen wie zwei Waſſerſchlangen,
Die ſich in grimmer Lieb umfangen.
Zuletzt nur noch des Helmes Kamm
Sah aus den Binſen, und der Schlund
Schloß zuckend ſeinen ſchwarzen Mund."
(Desgl. S. 492.)

Ein altes Schloß wird mit einem ruhenden Drachen verglichen, indem es heißt:

„Im mondverhellten Weihers Glanz
Liegt brütend wie ein Waſſerdrach'
Das Schloß mit ſeinem Zackenkranz,
Mit Zinnenmoos und Schuppendach."
(„Der Schloßelf", S. 312.)

Junge Kibitze waren zu Lebzeiten unſerer Dichterin auf der bei Rüſchhaus belegenen Toppheide alljährliche Erſcheinungen, und mit dieſen vergleicht ſie die auf dem Boden umherkollernden Geſchützkugeln in der Schlacht.

„Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am ſand'gen Grund."
(„Die Krähen", S. 58.)

Der Reiher wird an einer Stelle mit Recht als ein unheimlicher Vogel geſchildert, wenn es von den vor ihrem unwirſchen Vater ängſtlichen Kindern heißt:

„Wir duckten an unſerm Kamin, wie Fiſche,
Wenn drauf das Auge des Reihers drückt."

(„Der Mutter Wiederkehr", S. 304.)

Außerdem aber iſt auch der weitſtreichende, ſchnelle und niedrige Flug dieſes Vogels über Wieſen und Gelände von der Dichterin nicht unbeobachtet geblieben, denn in derſelben Weiſe läßt ſie den geſchlagenen Feldherrn aus der Schlacht entfliehen.

„Feldein er wie ein Reiher zog,
Geborgen von des Qualmes Hag."

(„Schlacht im Loener Bruch", S. 477.)

Von dem Storche erhalten wir ein recht ergreifendes Bild:

„‚Steh auf,' ſprach es, ‚ſteh auf!
Ich bin die Kindesliebe,
Verbannt, zum wüſten Wald verbannt,
Ins öde Dickicht ausgeſetzet,
Wo an des ſumpf'gen Weihers Rand
Der Storch die kranken Eltern ätzet.'"

(„Die Verbannten", S. 11.)

Alſo die Kindesliebe, in eine öde Gegend verbannt, wo ein junger Storch ſeine kranken Eltern pflegt!

Die tödlichen Geſchoſſe der Geſchützrohre in der Schlacht werden mit den über den Ackerboden ſchnell dahinlaufenden Feldhühner-Ketten verglichen.

„Und überm Grund ſechs Stunden lang
Sah man wie Hühnerſchwärm' in Haufen
Granat' und Wachtel pfeifend laufen."

(„Schlacht im Loener Bruch", S. 489.)

Auch die innige Zuneigung zwiſchen den Tauben wird nicht zu ſchildern unterlaſſen, da wo es ſich um

die verbannte Gattenliebe handelt in dem ſchwermuts-vollen Gedichte „Die Verbannten“ (S. 12):

„Verbannt! verbannt zum wilden Wald,
Wo Nacht und Öde mich umſchauern!
Verbannt, wo in der Felſen Spalt
Die Tauben um den Tauber trauern!“

Und zu welch herrlichem Stoff iſt das Pfeifen des Lämmergeiers in der Ballade „Der Geierpfiff“ (S. 277 u. f.) verwertet, deren Inhalt wir hier kurz vortragen wollen. Eine friſche, kräftige Maid, eine Centifolie, welche vor Übermut vom Stiele geſprungen iſt, hat ſich im Walde verirrt, wo eine weit und breit gekannte und gefürchtete Räuberhorde auf Raub und Mord lauert. Ahnungslos giebt ſich das Mädchen der friedlichen Ruhe hin, während hinter ihr der ſchlimmſte der ganzen Bande, der Höllenbrand Rieder ſchon die Büchſe ſpannt und das Meſſer lockert. Da ertönt dreimal der Pfiff eines vorüberfliegenden Geiers, das Zeichen höchſter Gefahr, welches jeden der Räuber von ſeinem Poſten unweigerlich zurückruft; und der wilde Geſell muß ſeine Beute laſſen, die Maid iſt gerettet . . .,

„Die gute franke Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über ſie ſo gnädig heut'
Der Himmel ſeinen Schild gehalten.“

Der Falk, womit wohl der an Burgen und Türmen häufiger ſich findende Turmfalk gemeint ſein wird, iſt oftmals Gegenſtand der Beobachtung unſerer Dichterin geweſen. Von dem kundſchaftenden Feld-herrn vor der Schlacht im Loener Bruch (S. 471) bemerkt ſie:

„Er faßt ſein Sehrohr, tritt zurück
Und lauſcht nun mit geſpanntem Blick,
Wie übern Aſt der Falke neigt,
Bevor, ein Pfeil, er pfeifend ſteigt."

Höher aber noch als der Falk ſteht auch bei ihr der Adler im Anſehen.

„Der kecke Falk iſt überall zu finden,
Doch einſam ſteigt der Aar aus Alpengründen."
(„An die Schriftſtellerinnen", S. 19.)

Mit der „Weihe" iſt wohl die Wieſenweihe gemeint, welche an Sümpfen und Teichen in Weſtfalen eine gewöhnliche Erſcheinung und ſo unſerer Naturforſcherin durch ihren niedrigen Flug, der faſt ohne Flügelſchläge vor ſich geht, beſonders aufgefallen iſt.

„So um den Teich der Weihe gleitet,
So Wölfe um der Hürde Reif."
(„Schlacht im Loener Bruch", S. 472.)

Der Uhu iſt für Menſchen und Tiere ein unheimlicher Geſelle, ſei es, wenn er in der Nacht mit lautloſem Flügelſchlage die Luft durchſtreift, ſei es, wenn man in ſeine goldgelben Rieſenaugen ſchaut. Und auch von ihm weiß Annette zu berichten:

„'s iſt ſchaurig, wenn im Felſenthal
Die Kuppen bleicht des Mondes Strahl,
Wenn Windeszug entlang der Kluft
Mit Seufzern füllt die graue Luft,
Und Uhus Auge auf der Wacht
Vom Riffe leuchtet."
(Ebendaſ. S. 457.)

Die Schwalben waren und ſind auch noch jetzt dem Weſtfalen heilige Vögel, die als dem Hauſe, wo ſie bauen, glückbringend angeſehen werden. Annette

wird wohl oft den neſtmauernden Tierchen zugeſchaut haben, ſonſt wäre ihr der Vergleich der Schwalbe mit ihrem Freunde Levin Schücking nicht ſo reizend gelungen.

„Wohl ziemt es mir, in Räumen, ſchwer und grau,
Zu grübeln über dunkler Thaten Reſte;
Doch du, Levin, ſchauſt aus dem grimmen Bau,
Wie eine Schwalbe aus dem Mauerneſte.“

(„Die Schenke am See“, S. 81.)

Und wie muß ſie den Taucher in ſeinem Leben und Weſen beobachtet haben, um ihn zu einer ſo vorzüglichen Schilderung des Gegenſatzes zwiſchen ihr und dem Freunde benutzen zu können!

„Sieh drunten auf dem See im Abendrot
Die Taucherente hin und wieder ſchlüpfend;
Nun ſinkt ſie nieder wie des Netzes Lot,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
Seltſames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide ſchau'n geſpannten Blickes nieder;
Du flüſterſt lächelnd: immer kömmt ſie auf —
Und ich, ich denke: immer ſinkt ſie wieder!“

(Ebendaſ. S. 81.)

Die Krähen werden in einem beſonderen, umfangreichen Gedichte ſo naturwahr, ſo unübertrefflich geſchildert, daß wir dasſelbe in dem Werke „Weſtfalens Tierleben in Wort und Bild“ wortgetreu glaubten wiedergeben zu müſſen. — Anknüpfend an das hohe Alter, welches dieſe Galgenvögel erreichen können, läßt unſere Dichterin zunächſt eine alte gebrechliche Krähenfrau über den „tollen Halberſtadt“, den Herzog von Braunſchweig und ſeine Schlacht erzählen. Ein weit älterer Krähenherr ſchildert dann

Einkleidung, Leben und Tod einer Nonne, in welche er ſich verliebt hatte. Kaum iſt ſein Klagelied beendet,

„Da ſchnarrt es über ihm: ‚Ihr Narren all'!'
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
‚Iſt einer hier, der hörte von Walhall,
Von Teut und Thor und von dem Hünengrabe?
Saht ihr den Opferſtein' — da mit Gekrächz
Hebt ſich die Schar und klatſcht entlang den Hügel.
Der Rabe blinzt, er ſtößt ein kurz Geächz,
Die Federn ſträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer ſchnarrend fort von Teut und Thor."

(„Die Krähen", S. 56 u. f.)

Kann man Weſen, Stimme und Unterhaltung dieſes ſchwarzen, langlebigen Geſindels getreuer ſchildern, als es in dieſen Strophen geſchehen iſt? Und an einer anderen Stelle heißt es von dieſen Unheil verkündenden Galgenvögeln:

„Ein Rabenſchwarm, ſo ſchwarz und dicht,
Daß er gehemmt der Sonne Licht,
Stieg krächzend aus dem Liesner* auf,
Dann langſam ſtreichend übers Heer,
Die Flügelſchläge klatſchten ſchwer,
Und tauſend Augen hoben ſich.
Ward einem ſchauerlich zu Mut?
Ich weiß es nicht, zu jener Zeit
Viel anders fühlte man als heut'."

(„Schlacht im Loener Bruch", S. 486.)

Dem weltbekannten Geſange der Nachtigall und dem Schlage der Amſel wird in Annettes Gedichten nur beiläufig, mehr ſchon in den Briefen Beachtung

* Liesner heißt ein großer Fichtenwald bei Ahaus.

geſchenkt; dagegen wird die Lerche mit einem eigenen, prächtigen Gedichte bedacht, aus welchem wir ſchon wiederholt zu ſchöpfen Gelegenheit nahmen.

„Da ſchüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold ſeine Liverei;
Ihr Köpfchen ſtreckt ſie aus dem Ginſter ſcheu,
Blinzt nun mit dieſem, nun mit jenem Aug';
Dann leiſe ſchwankt, es ſpaltet ſich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erſte Note,
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

‚Auf! auf! Die junge Fürſtin iſt erwacht!
Schlaftrunk'ne Kämm'rer, habt des Amtes acht;
Du mit dem Saphirbecken, Genziane,
Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
Die Fürſtin wacht, bald tritt ſie in den Saal!'"

(„Die Lerche", S. 33.)

Über Vogelneſter und Neſtbau werden an verſchiedenen Stellen ſehr ſinnige Gedanken in ihre Gedichte verwebt. So vom Buchfink:

„Und auf dem Baume ſaß ein Fink,
Der ſchleppte dürres Moos und Reiſig,
‚Schau' her, ſchau' wieder!' zirpt' er flink
Und förderte am Neſtchen fleißig;
Er ſah ſo keck und fröhlich aus,
Als trüg' er des Flamingo Kleider,
So ſorglich hüpft' er um ſein Haus,
Als fürcht' er böſen Blick und Neider.

„Und wenn ein Reischen er gelegt,
Dann rief er alle Welt zu Zeugen,
Als müſſe, was der Garten hegt,
Blum' und Geſträuch ſich vor ihm neigen."

(„Der Traum", S. 141.)

Und wieder an anderer Stelle von der Merle:

„Und in dem Heideland ſtand ein Baum,
Eine ſchlanke ſchmächtige Erle,
Da ſaßen wir oft in wachendem Traum
Und horchten dem Schlage der Merle;
Die hatte ihr ſtruppiges Neſt gebaut
Grad' in der ſchwankenden Krone
Und hat ſo keck hernieder geſchaut,
Wie ein Gräflein vom winzigen Throne."

(„Die Nadel im Baume", S. 191.)

Bei der Schilderung ihres Aufenthaltes in Rüſchhaus nennt Annette in einem Briefe die Umgebung „wie verzaubert. Zum Überfluß ſteckt ein Eulenneſt im hohlen Baume, wo es unaufhörlich drinnen knackt und pruſtet."

Der Narwal, dieſer mit dem gewaltigen vorragenden Stoßzahne ausgerüſtete Delphin, wird einmal zu einem Vergleiche herangezogen, wo ein Schiffbrüchiger an einen Balken geklammert in das wüſte Meer hinausgeſchwemmt war.

„Was nicht geläng' der Kräfte Sporne,
Das leiſtet ihm der ſtarre Krampf.
Und wie ein Narwal mit dem Horne
Schießt fort er durch der Wellen Dampf."

(„Die Vergeltung", S. 297.)

Das Schwarzwild wird auch zweimal zu Vergleichen benutzt und einmal, wo der wilde Überfall des Erzbiſchofs von Köln ſeitens des Grafen von Iſenburg geſchildert wird:

„Da, horch, ein Pfiff und, hui, ein Griff,
Ein Helmbuſch hier, ein Arm im Nacken,
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran . . . .
. . . . . .

Am Buchenſtamm ſteht der Prälat
Wie ein geſtellter Eber heute."

(„Tod des Erzbiſchofs Engelbert", S. 241.)

An einer zweiten Stelle werden die ſtürmenden Landsknechte in der Anholter Schlacht mit dieſen wildſchnaubenden Tieren verglichen.

„Da plötzlich wie ein Ebertroß,
Der knirſchend vor dem Jäger rennt,
Heran der Sparſche Landsknecht ſchoß."

(„Schlacht im Loener Bruch", S. 491.)

Das Schaf bildet bei Annette eine mehr komiſche Figur.

„Ihr Thoren, glaubt ihr denn . . . .
Daß, weil zuweilen unter Zotten ſchlägt
Ein Herz, wo große Elemente ſchlafen,
Deshalb, wer eine feine Wolle trägt,
Unfehlbar zählt zu den Merinoſchafen?"

(„Die Gaben", S. 20.)

Wir gedenken dabei ferner des Gedichtes „Die Mergelgrube", wo der zweifelnde Schäfer mit dieſem intelligenten Tiere einen Vergleich aushalten muß (S. 55).

„Dicht über mir ſah ich den Hirten ſitzen,
Er ſchlingt den Faden, und die Nadeln blitzen,
Wie er bedächtig ſeinen Socken ſtrickt.
Zu mir herunter hat er nicht geblickt.
‚Ave Maria' hebt er an zu pfeifen,
So ſacht und ſchläfrig, wie die Lüfte ſtreifen.
Er ſchaut ſo ſeelengleich die Herde an,
Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann."

Ein Weſtfale gewöhnlichen Schlages würde die Geiſtesbeſchaffenheit dieſes Schäfers einfach mit „Schafskopf" bezeichnet haben — wie fein, wie edel ſind dagegen die Worte unſrer Dichterin!

Der unübertrefflichen Schilderung des Hornviehs auf der Weide, ſowohl in aufgeregtem wie in ruhigem Zuſtande, wage ich auch nicht ein einziges Wörtchen hinzuzufügen.

„Was bricht dort im Geſtrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp ſtampft es den Grund;
Ha! brüllend Herdenvieh! voran der Stier,
Und ihnen nach klafft ein verſprengter Hund.
Schwerfällig poltern ſie das Feld entlang,
Das Horn geſenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
Eh Poſto wird gefaßt im Heidegrunde.
Nun endlich ſtehn ſie, murren noch zurück,
Das Dickicht meſſend mit verglaſtem Blick,
Dann ſinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
Ein leiſes Rupfen knirrt im Thymiane;
Unwillig ſchnauben ſie den gelben Rauch,
Das Euter ſtreifend am Wacholderſtrauch,
Und peitſchen mit dem Schweife in die Wolke
Von ſummendem Gewürm und Fliegenvolke.
So, langſam ſchüttelnd den gefüllten Bauch,
Fort graſen ſie bis zu dem Heidekolke.
Ein Schuß: ‚Hallo‘ — ein zweiter Schuß: ‚Hobo!‘
Die Herde ſtutzt, des Kolkes Spiegel krauſt
Ihr Blaſen, dann die Hälſe ſtreckend, ſo
Wie in des Dammes Mönch der Strudel ſauſt,
Ziehn ſie das Waſſer in den Schlund, ſie puſten,
Die kranke Sterke ſchaukelt träg herbei,
Sie ſchaudert, ſchüttelt ſich in hohlem Huſten.“

(„Die Jagd“, S. 37. 38.)

Das Pferd, dieſes Juwel unter den Haustieren, wird von unſerer Dichterin mit beſonderer Vorliebe behandelt, wovon hier nur wenige Proben folgen mögen.

„G'rad', g'rade geht der Pfad, wie Strahl der Sonnen!
G'rad', wie die Flamme lodert vom Altare!
G'rad', wie Natur das Berberroß zum Bronnen
Treibt mitten durch die Wirbel der Sahare!

. . . . . .

Das Leben ſtürmt auf abgehetzten Roſſen,
Die noch zuſammenbrechend hau'n und wüten."

(„An die Schriftſtellerinnen", S. 18. 19.)

Die Beſchreibung der Brabanter Pferde paßt ſo recht zu der wuchtigen Macht dieſer Tiere und ihrer Eiſenreiter in der wogenden Schlacht.

„Wie Felſenblöcke ſaßen ſie
Und gaben g'rad' ſo wenig nach,
Wenn, ungelenk wie Elefanten,
Sie über Stock und Steine rannten
Auf Roſſen von der ſchwerſten Art.
Brabants Geſtüte gab die Zucht,
Hochbeinig, knochig, lang behaart,
Und ſelber eine wüſte Wucht."

(„Schlacht im Loener Bruch", S. 485.)

Tiefergreifend wirkt die Schilderung eines ſterbenden Pferdes.

„Der Täuſcher kniet am Pflaſtergrund, er ſtreicht des Roſſes heiße Flanken,
Von des Gebälkes Sparren läßt die Leuchte irre Schatten wanken;
Bei Gott, es lebt! — im Aug' ein Blitz! — es ſchaudert, zittert, hüben, drüben,
Dann ſtreckt es ſich, die Nüſtern ſtehn, vom wilden Schreie aufgetrieben,
Und aus den Gliedern wirbelt Dampf
Der Lebenswärme letzter Kampf."

(„Der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers", S. 322.)

Von den Robben, welche bekanntlich im Sonnenſcheine gern am Meeresufer in Reihen hingeſtreckt lagern und mit ihren langen, kegelrunden Leibern an Geſchützrohre erinnern, ſchreibt Annette:

„Und die ſchnarchenden Robben am Strand —
Man meint, es ſeien Kanonen."

(„Der Strandwächter", S. 219.)

In dem Gedichte „Die Jagd" (S. 37) wird die Fuchshetze ſo lebhaft und getreu geſchildert, daß man glaubt, mit den Jägern hoch zu Roß durch Heide, Feld und Wald, immer hinter dem fliehenden Fuchſe dahinzujagen. Und kein Jägersmann und kein Naturforſcher kann das Weſen Reinekes dabei beſſer ſchildern, als es unſere Dichterin hier gethan.

„Hui ſchlüpft der Fuchs den Wall hinab —
Er gleitet durch die Binſenſpeere
Und zuckelt fürder ſeinen Trab . . . .
Noch hat der Fuchs die rechte Weite,
Gelaſſen trabt er, ſchleppt den Schweif,
Zieht in dem Taue dunklen Streif
Und zeigt verächtlich ſeine Socken.
Doch bald hebt er die Lunte friſch,
Und, wie im Waſſer ſchnellt der Fiſch,
Fort ſetzt er über Kraut und Schmehlen,
Wirft mit den Läufen Kies und Staub . . . ."

(„Die Jagd", S. 37.)

Es iſt kaum anzunehmen, daß das Fräulein von Droſte-Hülshoff jemals ſolche Jagd mitgeritten, daß ſie bei der Beſchaffenheit ihrer Augen alles das, was ſie ſo meiſterhaft getreu und wahr hier ſchildert, draußen in Wald und Feld geſehen und beobachtet habe. Und nur um ſo wunderbarer erſcheint uns die Geſtaltungs- und Schilderungsgabe der Dichterin!

Beſondere Vorliebe muß dieſelbe auch für Hunde gehabt haben, deren gute, ſchöne Eigenſchaften ihr alle wohl bekannt geweſen ſind und auch mit beſonderer Vorliebe von ihr geſchildert werden. Hören wir zunächſt die Schilderung der Mitwirkung der Bracken bei der eben behandelten Fuchsjagd (S. 36):

„Man hört . . . .
Wie fernen Unkenruf: Kling! klang!
Ein Läuten das Gewäld entlang . . . .
Und aus dem Dickicht, weiß wie Flocken,
Nachſtäuben die lebend'gen Glocken,
Radſchlagend an des Dammes Hang;
Wie Aale ſchnellen ſie vom Grund,
Und weiter, weiter Fuchs und Hund.
Der ſchwankende Wacholder flüſtert,
Die Binſe rauſcht, die Heide kniſtert
Und ſtäubt Phalänen um die Meute.
Sie jappen, klaffen nach der Beute,
Schaumflocken ſprühn aus Naſ' und Mund;

. . . . . .

Die Meute mit geſchwollnen Kehlen
Ihm nach wie raſſelnd Winterlaub.
Man höret ihre Kiefern knacken,
Wenn fletſchend in die Luft ſie hacken.
In weitem Kreiſe ſo zum Tann,
Und wieder aus dem Dickicht dann
Ertönt das Glockenſpiel der Bracken.

. . . . . .

Da ſtürmt von allen Seiten es heran,
Die Bracken brechen aus Geniſt und Tann;
Durch das Gelände ſieht in wüſten Reifen
Man johlend ſie um den Horniſten ſchweifen.

Sie ziehen ihr Geheul ſo hohl und lang,
Daß es verdunkelt der Fanfare Klang . . . .“

Verwandt mit vorſtehender Schilderung iſt der Vergleich der Doggen mit den ſpielenden Wellen.

„Und drunten ſeh' ich am Strand, ſo friſch
Wie ſpielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Geziſch
Und glänzende Flocken ſchnellen.
O, ſpringen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Walroß, die luſtige Beute.

(„Am Turm“, S. 82.)

Die weltbekannten Spürhunde auf dem St. Bernhard werden in ihrem berühmteſten Repräſentanten Barry dargeſtellt. Ergreifender iſt wohl die Rettung eines Kindes durch jenen Bernhardiner-Hund nirgends geſchildert worden, als in dem Geſang „Das Hoſpiz auf dem großen St. Bernhard“ (S. 376).

„ . . . . ‚O ſeht doch hier
Das gute, kluge, treue Tier!‘
Und nach ihm, ſchwer ermüdet, wankt
Der große Hund in die Kapelle;
Er dreht die Augen rings, er ſchwankt,
Ihm hängt das Eis vom zott'gen Felle,
Auf ſeinem Rücken liegt ein Kind,
Ein armes Knäbchen, ſchier erfroren;
Voll Reifen ſeine Löckchen ſind;
Die Hände hat es eingeklemmt
In ſeines Trägers rauhe Ohren,
Mit ſchwachen Beinchen ſich geſtemmt
An Barrys Leib . . . .
‚O Barry, brav!‘ . . . .

Hart nebenher, das Ebenbild
Des Mönches ſchier, die Dogge trabt,
Mit gleicher Einſicht faſt begabt,
Die auch den Knaben will ergötzen,
Glutäugig, mit gehobnem Haupt
Gar liebreich in die Höhe ſchnaubt
Und tummelt ſich in wüſten Sätzen;
Peitſcht mit dem Schweif, ſteigt gähnend auf,
Streckt ſeine breite Tatze auf
Bis an das Kind . . . .“

Bei der Schilderung eines unheimlichen alten Schloſſes wird auch die Fledermaus in ihrem Leben und Treiben mit wenigen aber ſcharfen Strichen dargeſtellt.

„Auf ihrem Dach die Fledermaus,
Sie ſchaukelt ſich, ſie breitet aus
Den Rippenſchirm des Schwingenfloſſes
Und, mit dem Schwirren des Geſchoſſes,
Entlang den Teich, hinauf, hinab,
Dann klammert ſie am Fenſterſtab
Und blinzt in das Gemach des Schloſſes.
. . . . . .
Und: Durch das Fenſter ein und aus
Zog ſchrillend nur die Fledermaus;
Nun ſchießt ſie fort.“ —

(„Fundator“, S. 25:. 253.)

Ihren Grübeleien über den Inſtinkt nicht bloß der Tiere, ſondern ſogar auch der Pflanzen, hat Annette in einem beſonderen Gedichte Ausdruck verliehen.

„Ergründen möcht' ich, ob das Blut, das grüne,
Kein Lebenspuls durch jene Kräuter trägt,
Ob Dionäa um die kühne Biene
Bewußtlos ihre rauhen Netze ſchlägt;

Was in dem weißen Sterne zuckt und greift,
Wenn er, die Fäden ſtreckend, leiſe ſchauert,
Und ob, vom Duft der Menſchenhand geſtreift,
Gefühllos ganz die Senſitive trauert."

Die Dichterin fragt weiter: Was iſt die Liebe der Tiere zu ihren Jungen? Was iſt die Treue meines Hundes? — Und giebt ſich ſelbſt die Antwort:

„. . . . tiefſten Gefühles Herd"

Und ſie ſchließt mit dem ſchmerzlichen Seufzer:

„O ſchlechte Welt, die mich ſo lang und tief
Ließ grübeln über eines Pudels Treue."

(„Inſtinkt", S. 129. 130.)

Bedeutender aber noch wie in den Einzelſchilderungen wird unſere Dichterin und Naturforſcherin, wenn ſie kosmiſche Erſcheinungen vorführt, wie Sonnenaufgang, Mondſcheinlandſchaft, die Jahreszeiten u. ſ. w. Und wir könnten die hohe Begabung Annettes nur halb verſtehen, wenn nicht auch in dieſer Beziehung einige Beiſpiele hier angeführt würden.

Von der Sonne iſt in zahlreichen Gedichten, aber ſtets mit reicher Abwechſelung im Ausdrucke, in ſtets verſchiedenartiger Gedankenfülle die Rede. Am erhabenſten iſt wohl die Schilderung des Sonnenaufganges in dem erſten der Heidebilder.

„Hörſt du der Nacht geſpornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und ſchlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Ätherbecken
Taucht ſie die Stirn, man ſieht es nicht genau,
Ob Licht ſie zünde, oder trink' im Blau.

Glührote Pfeile zucken auf und nieder
Und wecken Taues Blitze, wenn im Flug
Sie ſtreifen durch der Heide braunen Zug.

. . . . . .

Der Purpur liſcht gemach im Roſenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten. — . . . .

Jetzt ſitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone."

(„Die Lerche", S. 33—35.)

Auch in den geiſtlichen Liedern findet ſich „Der Morgen" mit der kurzen, aber trefflichen Schilderung eingeführt:

„Der Morgenſtrahl
Steht auf dem Thal,
Die Nebel ziehen drunter her,
Und auf der Au
Liegt ſtill der Tau
Wie Perlen in dem weißen Meer."

Ein zweites geiſtliches Lied „Am Morgen" beginnt mit folgenden ſchönen Strophen:

„Das Morgenrot ſchwimmt ſtill entlang
Den Wolkenocean;
Den Gliedern zart, mit Liebesdrang
Schmiegt ſich die Welle an.
Ihm folgt die Sonn' im Sphärenklang,
Ein roter Flammenkahn;
Ein lindes Rauſchen grüßt den Tag,
Iſt es ihr Ruderſchlag?

Und es erwachen mit Gezisch
Die bunten Vögelein;
Sie strecken keck aus dem Gebüsch
Die Köpfchen rund und klein
Und tauchen in die Tauluft frisch
Die feinen Glieder ein;
Die Schnäblein üben sie zumal
In Liedern ohne Zahl."

Und von dem Abend heißt es:

„Der Tag ist eingenickt
Beim Wiegenlied der Glocken;
Zum Blumenkuß sich bückt
Der Tau auf leisen Socken;
Die Sterne grüßen sich,
Sie winken sich und drehen;
Fern hör' ich Tritte gehen,
Doch ruhig ist's um mich."

Fast unerschöpflich sind die Ausdrücke und Bezeichnungen in Bezug auf den Mond.

„Noch hängt die Mondesampel klar am goldgestickten Kuppelringe"

heißt es im „Roßtäuscher" Seite 331, während wir Seite 326 lesen:

„Und drüber hängt, ein Totenlicht, der Mond an unsichtbarem Bande."

In der „Schlacht im Loener Bruch" wird der Mond als Himmelsauge bezeichnet, worüber ein Wölkchen streicht. Noch mehr personifiziert wird die Leuchte unserer Nächte in dem Gedichte „Die Stiftung Cappenbergs" (S. 248).

„Der Mond mit ſeinem blaſſen Finger
Langt leiſe durch den Mauerſpalt
Und koſet, ſtreifend längs dem Zwinger,
Norbertus' Stirne feucht und kalt."

Auch in den religiöſen Gedichten, welche „Das geiſtliche Jahr" bilden, findet ſich, von der Macht des Lenzes in dem warmen Dichterherzen hervorgerufen, die folgende Strophe:

„O ſehet, wie von warmen Zähren
Der Erde hartes Herz zerquillt,
Wie ſie, die Blumen ſein zu nähren,
Mit Tau die grauen Wimpern füllt!
Auch in die längſterſtorbnen Äſte
Gießt ſich ein Leben wunderbar,
Und alle harren ſeiner Gäſte,
Der Blätter lebensfroher Schar.

(„Am Feſte Mariä Verkündigung.")

Wie ferner unſere Dichterin die vier Jahreszeiten auffaßt, dafür geben wir nachſtehende vier Auszüge (S. 91):

Frühling.

„Die Rebe blüht, ihr linder Hauch
Durchzieht das tauige Revier,
Und nah und ferne wiegt die Luft
Vielfarb'ger Blumen bunte Zier.

Wie's um mich gaukelt, wie es ſummt
Von Vogel, Bien' und Schmetterling,
Wie ſeine ſeidnen Wimpel regt
Der Zweig, ſo jüngſt voll Reifen hing.

Nun ſucht man gern den Sonnenſchein
Und nimmt die trocknen Plätzchen ein;
Denn nachts ſchleicht an die Berge doch
Der landesflücht'ge Winter noch."

Sommer.

„Du gute Linde, ſchüttle dich!
Ein wenig Luft, ein ſchwacher Weſt!
Wo nicht, dann ſchließe dein Gezweig
So recht, daß Blatt an Blatt ſich preßt.

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt ſich röſten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erſcheint verdickt und atmet Staub.
Ich liege hier, wie ausgedorrt
Und ſcheuche kaum die Mücken fort."

Ein ſchöner Herbſtmorgen:

„Die Luft hat ſchlafen ſich gelegt,
Behaglich in das Moos geſtreckt,
Kein Riſpeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
Am blaſſen Horizont hinunter,
Dort, wo das Tannicht überm Wall
Die dunklen Kandelaber ſtreckt."

(„Die Jagd", S. 86.)

Endlich eine froſtige Winternacht, deren Schilderung Einem kalte Schauer über den Leib jagt.

„Das nenn' ich eine Winternacht! das eine Jahresleiche! Gnade
Der Himmel jedem, den die Not treibt über dieſe blanken Pfade!
Sie glitzern auf, der Schlange gleich im weißen Pyramidenſande,
Und drüber hängt, ein Totenlicht, der Mond an unſichtbarem Bande,
Mit Fünkchen iſt die Luft gefüllt,
Die Sterbeſeufzer zieht und quillt.

Nie hat, ſeit Menſchendenken, ſich Sylveſternacht ſo ſcharf ergoſſen,
Der Tag hat Flocken ausgeſtreut, der Abend ſie mit Glas umſchloſſen;
In den Gehöften Taub' und Huhn auf ihrer Stange ächzend ducken,
Der Hund in ſeinem Schober heult und fühlt den Wurm im Hirne zucken;
Zwei Spannen hat in dieſer Nacht
Das Eis dem Strome zugebracht."

(„Der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers", S. 326.)

Und dem gegenüber die Gewitterſchwüle, die jeder ſchon gefühlt hat, aber kaum einer alſo in Worte übertragen könnte, wie es im „Sommernachtstraum" (S. 150) geſchehen iſt.

„Im tiefen Weſt der Schwaden grollte,
Es ſtand die Luft, ein ſiedend Meer,
An meines Fenſters Vorhang rollte
Die Sonnenkugel, glüh und ſchwer.
. . . . . .
Zuweilen dehnte ſich ein Murren
Den Horizont entlang, es ſchlich
Am Hag ein Rieſeln und ein Surren,
Wie flatternder Libellen Strich;
Betäubend zog Reſedaduft
Durch des Balkones offne Thüren,
In jeder Nerve war zu ſpüren
Die ſchwefelnde Gewitterluft."

In dem Gedichte „Die Vogelhütte“ (S. 40) wird das Regenwetter ebenfalls mit unübertrefflicher Naturwahrheit und mit einem Humor geſchildert, wie wir ihn bei unſeren Klaſſikern nur zu finden gewohnt ſind, nimmer aber von einer faſt ununterbrochen von körperlichen Leiden heimgeſuchten Dame erwarteten.

„Regen, Regen, immer Regen! will nicht das Geplätſcher enden,
Daß ich aus dem Sarge brechen kann, aus dieſen Bretterwänden?
. . . . . .
Und am Kopfe nun gehalten, oder ſchlimmer an den Händen,
Zappelnd, wie der Halbgehängte langet nach des Strickes Enden!
Meine Unglücksſtrick' ſind dieſer Waſſerſtrienen Läng' und Breite,
Die verkörperten Hyperbeln, denn Bindfäden regnet's heute.
. . . . . .
Da — ein Fleck, ein Loch am Himmel; biſt du endlich doch gebrochen,
Alte Waſſertonne, hab' ich endlich dich entzwei geſprochen?
Aber wehe! wie's vom Faſſe brodelt, wenn geſprengt der Zapfen,
Hör' ich's auf dem Dache raſſeln, förmlich wie mit Füßen ſtapfen.
Regen! unbarmherz'ger Regen! mögſt du braten oder ſieden!
Wehe, dieſe alte Kufe iſt das Faß der Danaïden!“

Der Weiher in ſeiner märchenhaften Ruhe iſt von unſerer Dichterin mit ganz beſonderer Zartheit und Innigkeit behandelt (S. 45).

„Er liegt ſo ſtill im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewiſſen;
Wenn Weſte ſeinen Spiegel küſſen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht.
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Waſſerſpinne führt den Tanz;

Schwertlilienkranz am Ufer ſteht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuſeln kommt und geht,
Als flüſtr' es: Friede! Friede! Friede!"

Es überkommt uns bei ſolchen ebenſo lieblichen als tiefempfundenen Schilderungen ein Gefühl ähnlich dem eines Kindes, welches den Märchen der Mutter lauſcht und immer länger, immer weiter lauſchen möchte in atemanhaltender Spannung.

Und nun als das ausgeſprochene Gegenſtück zu dieſer zartinnigen Schilderung diejenige eines wüſten, widrigen Kolkes mit ſeiner ſchauerlichen Umgebung.

„An ellem Pilze klirrt der Sporn, und Blaſen ſchwellen unterm Tritte,
Hier wuchern Kreſſ' und Binſenwuſt, Gewürme klebt an jedem Halme,
Inſektenwirbel wimmelt auf und nieder in des Mooſes Qualme,
Und ziſchend, mit geſchwelltem Kamm,
Die Eidechs ſucht den hohlen Stamm.

Der Wandrer bricht die Rank', er reißt und wütet in den Brombeerhecken,
Da ſeitwärts durch Geröhres Speer erglänzt des Kolkes Dintenbecken,
Ein wüſter Kübel, wie getränkt mit ſchweflichen Asphaltes Jauche,
Langbeinig füßelnd Larvenvolk regt ſich in Fadenſchlamm und Lauche,
Und faule Spiegel, blau und grün,
Wie Regenbogen drüber ziehn."

(„Der Spiritus familiaris des Roßtäuſchers", S. 334.)

Der Heidelandſchaft iſt von der Dichterin ein ganzes Buch Lieder unter dem Titel „Heidebilder" gewidmet worden; und die Licht- und die Schatten-

seiten der stillen Heide sind mit gleicher Wärme geschildert und besungen. Begleiten wir die Dichterin zunächst auf die Heide nach dem Regen.

„Es verrieselt, es verraucht,
Mählich aus der Wolke taucht
Neu hervor der Sonnenadel.
In den feinen Dunst die Fichte
Ihre grünen Dorne streckt,
Wie ein schönes Weib die Nadel
In den Spitzenschleier steckt;
Und die Heide steht im Lichte
Zahllos blanker Tropfen, die
Am Wacholder zittern, wie
Glasgehänge an dem Lüster.
Übern Grund geht ein Geflüster,
Jedes Kräutchen reckt sich auf,
Und in lang gestrecktem Lauf
Durch den Sand des Pfades eilend
Blitzt das goldne Panzerhemd
Des Kuriers; am Halme weilend
Streicht die Grille sich das Naß
Von der Flügel grünem Glas.
Grashalm glänzt wie eine Klinge.
Und die kleinen Schmetterlinge,
Blau, orange, gelb und weiß,
Jagen taumelnd sich im Kreis.
Alles Schimmer, alles Licht!
Bergwald mag und Welle nicht
Solche Farbentöne hegen
Wie die Heide nach dem Regen."

(„Die Vogelhütte", S. 44.)

Und auch in die Schauer der Heide wollen wir uns von der Dichterin einführen lassen.

„Doch ſchauriger die Heide weit
Wo Lichter flattern übers Moor,
Die Kröte unterm Raſen ſchrillt,
Bei jedem Schritt es ſchwankt und quillt,
Und dampfend aus dem Grund empor
Sich Nebelchaos wirbelnd ſtreckt,
Wie Geiſterhüllen halb geweckt,
Als wollten die Atome ringen
Sich los aus Gras und Krautes Schlingen,
Die vor der grauen Sündflut Zeit
Lebend'gen Odems ſich gefreut.
Auf Gräbern glaubſt du nur zu ſchreiten,
Durch halbgeformten Leib zu gleiten;
Die Märchen deiner Kinderzeiten
Sich unabwendbar drängen an;
Faſt glaubſt du an den Heidemann.
Es iſt kein Trug, dort rückt er an!"

(„Schlacht im Loener Bruch", S. 457.)

Eine Geſamtſchilderung der weſtfäliſchen Heide und ihrer Bewohner finden wir an einer Stelle, wo wir ſie kaum vermuten ſollten.

Wenn Levin Schücking in ſeinen „Memoiren" es nicht ſelbſt eingeſtanden hätte, daß im „Maleriſchen und romantiſchen Weſtfalen" die Beſchreibung der weſtfäliſchen Heide aus Annettes Feder ſtamme, ſo könnte man es leicht aus den Worten ſelbſt entnehmen; denn ſo konnte weder Freiligrath noch Schücking unſere Heide beſingen: „Man muß auf den Heiden und öden Landſtrecken Weſtfalens tagelang ſelber umhergeſchweift, ſtundenlang auf einem ſeiner Hünenſteine ſinnend geſeſſen und der braunen Unendlichkeit mit den Blicken nachgeſchweift haben, um ganz empfinden zu können, wie eine ſolche Umgebung dem Gemüte eine entſchiedene

Richtung in ſeine eigene Tiefe hinein giebt. Ringsum iſt nichts als die dunkle Fläche mit ſchwacher Farbennüancierung durch die Blüte des Heidekrauts und des Ginſters; blaue Waldfernen begrenzen den Horizont; hier und da ſchießt ſchweren Fluges eine Krähe nahe an der Erde her, als ob ſie den gelben Sandſtrich wie eine Schwalbe den Waſſerſpiegel ſtreifen wolle; eine zerſtreute Schafherde, hinter welcher der Hirt im weißen „Haiken“ träumend einherwandelt, dient zur Staffage; in der Entfernung ragt eine verwitterte Buche über eine Wallhecke empor und auf ihrem höchſten Aſte ruht der Vogel der Melancholie, ein einſamer Storch, von dem euch die Leute erzählen, daß er ſeit Jahren darauf geſeſſen und jedes Frühjahr zu ihm zurückkehre, weil ein Jäger einſt ſein Weibchen herunter geſchoſſen habe — das iſt alles, was ihr ſeht, nebſt dem blauen Himmel, der ſich darüber dehnt und auf weißen Wölkchen wie in Silbernachen die Frühlingsgeiſter trägt, die ſchlummernd über der Heide fortſegeln, um in glücklicheren Gegenden, fern hinter den ſtill heraufduftenden Wäldern am Horizonte zu erwachen. Ihr habt den Boden, um darauf zu leben, aber Leben iſt nicht darauf; ihr müßt es anderswo, in euch ſelber ſuchen. Die tote Natur weckt nicht die glänzenderen Fähigkeiten des Verſtandes, ſie zwingt nirgends zu vergleichen, zu kombinieren, ſchnell zu erfaſſen; keine bunten wechſelnden Erſcheinungen wollen enträtſelt, begriffen, durch ſchnelles Feſthalten gewonnen ſein, keine Genüſſe raſch ausgekoſtet. Daher kommen dem Volke, das die Heide bewohnt, die langſamen, trägen Faſſungskräfte, die ſchwer anzuregende Teilnahmloſigkeit. Aber die tote Natur drängt die Gedanken des Menſchen in ſeine eigne innere, lebendigere Schöpfung, ſie weiſet ihn auf ſich ſelbſt und auf

ſein Gemüt an, und wie ſie ihn von der Breite, die ringsumher nichts Anziehendes beſitzt, ablenkt, führt ſie ihn in die Tiefe, wo des Wunderbaren ſo viel liegt. Das niedre, principloſe, miscellenartige Umfaſſen der Dinge, die peripheriſche Weltanſchauung kann auf dieſem Boden nicht erwachſen, aber die centrale greift deſto tiefere Wurzel — die centrale Weltanſchauung, deren Centrum der liebe Gott, der ſeinen Kindern ſo nahe in Weſtfalen, keine Viertelſtunde über den rotglühenden Wolken der Abendſonne. In dieſem Centrum ſich feſt und ſicher fühlend, weiden ſie voll träumeriſcher Ruhe ihre Schafe und Lämmer auf den grünen „Kämpen“; dem Hirten, der auf dem Rücken liegt und in die Bläue ſtarrt, fehlt nur noch eine Jakobsleiter, um in den nahen Himmel flugs hineinzuſteigen und oben zuzuſchauen, was jetzt die lieben Engel wohl machen; er hört das elegiſche Klingen der Herdenglöckchen an, in welche die langgezogenen Töne ferner Schalmeien ſich miſchen, und iſt ſelbſt eine Art Lamm, das die Diener des Herrn hier weiden, bis einſt der Heiland die Sorge übernimmt und die Seraphim auf den Schalmeien von Gold und Diamanten blaſen. Darum kennt er auch keine Furcht vor dem Tode, der ihn von dem ſchweren Mühſal auf undankbarem Boden erlöſen wird, denkt viel an den Himmel und betet viel; ja er kennt keine andere geiſtige Beſchäftigung, und wenn er euch leſen ſieht, fragt er: ſo andächtig?“

Begleiten wir jetzt unſere Dichterin auf das Moor hinaus um die Mitternachtszeit.

„Die Sterne ſtanden kalt und klar,
Kein Lüftchen hob des Mooſes Haar,

Das Taugeperl' am Flechtenring
Wie Feilſtaub am Magneten hing.
Weit, weit das Feld, ein graues Tuch.
. . . . . .
Ein Kniſtern durch die Heide fort,
Ein leiſes Brodeln unterm Moos,
Ein Quitſchern in der Kräuter Schoß;
Mit Hügelchen der Grund belegt,
Wo's drunter gährt und Dämpfe regt,
Wie Elfenkirchhof, Geiſterherd.
. . . . . .
So vorwärts längs der Heide Strich,
Durch manche Lache ſprengt er friſch,
Daß drin das Sternenlicht erloſch,
Behend zum Grunde fuhr der Fiſch,
Und plätſchernd der erſchreckte Froſch
Kopfüber in den Ginſter ſchnellt."

(„Schlacht im Loener Bruch", S. 468. 469.)

Noch eine andere Schilderung des Moores:

„Dunkel, dunkel im Moor,
Über der Heide Nacht,
Nur das rieſelnde Rohr
Neben der Mühle wacht.
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen ſchleichen.
Unke kauert im Sumpf,
Igel im Graſe duckt,
In dem modernden Stumpf
Schlafend die Kröte zuckt,
Und am ſandigen Hange
Rollt ſich feſter die Schlange."

(„Das Hirtenfeuer", S. 62.)

Und das packendſte von allen Gedichten, vom Beginn bis zum Schluß eben ſo graulich als wahr — „Der Knabe im Moor“ (S. 69). Um die Naturwahrheit dieſer Schilderung zu verſtehen, muß man ſelber ſchon ein Moor betreten haben, jeden Schritt bedroht von Verderben und Tod. Nur von einem Raſen- oder Mooshügelchen zum anderen unſicher ſpringend kommt man weiter. Rings umſchwirren uns die unheimlichen Geſtalten derer, die als Geſpenſter in das Moor verbannt ſind: hier ſpukt der Torfknecht, der dem Meiſter die beſten Torfe verzecht hat; dort dreht die gebannte Spinnleonore im Geröhre den Haſpel; unter dem Fuße brodelt es auf, und es pfeift uns unter den Sohlen wie geſpenſtige Melodieen. Das iſt der ungetreue Geigenmann, der diebiſche Fiedler, der den Hochzeitsheller geſtohlen hat.

Aber wie anmutige Saiten weiß unſere allbewanderte, an Farben und Tönen unerſchöpflich reiche Dichterin bei der Schilderung eines Berghanges anzuſchlagen, wenn ſie erzählt:

„Ich lag am Bergeshang,
Der Tag war ſchon geſunken,
In meine Wimpern drang
Des Weſtens letzter Funken.
Ich ſchlief und träumte auch vielleicht,
Doch hört' ich noch der Amſel Pfeifen,
Wie Echos letzte Hauche, feucht
Und halb verlöſcht, am Schilfe ſtreifen.

Mein äußres Auge ſank,
Mein innres ward erſchloſſen:
Wie wild die Klippenbank!
Wie grau die Mooſe ſproſſen!

Der Öde Odem zog ſo ſchwer,
Als ob er ſiecher Bruſt entgleite,
Wohin ich blickte, Rohres Speer
Und Dorngeſtrüpp und Waldesweite.
Im Graſe kniſtert' es,
Als ob die Grille hüpfte,
Im Strauche flüſtert' es,
Als ob das Mäuslein ſchlüpfte;
Ein morſcher, halbverdorrter Stamm
Senkte die bräunliche Gardine,
Zu Füßen mir der feuchte Schwamm
Und überm Haupt die wilde Biene."

(„Die Verbannten", S. 10.)

Die Behandlung des Menſchen ſeitens unſerer Dichterin wollen wir von der vorliegenden Unterſuchung lieber ausſchließen, da wir ſonſt die ſämtlichen Gedichte Annettes hier wiedergeben müßten. Es kann vielmehr nur kurz bemerkt werden, daß alle von ihr gezeichneten Charaktere — wie nach vorſtehenden anderweiten Proben gar nicht anders zu erwarten iſt — höchſt naturgetreu wiedergegeben ſind. Mag ſie Kinder, Erwachſene, Greiſe; mag ſie Menſchen aus der Jetztzeit, der Geſchichte oder der Urzeit beſchreiben; mag ſie von Liebe oder Haß, von Sehnſucht, Freude oder Kummer ſingen und ſagen: alles tritt mit einer Sicherheit und Anſchaulichkeit vor unſre Augen, daß wir in gerechtes Erſtaunen geraten. Selbſt das Verruchte, das in ſittlicher Verkommenheit Verſunkene erhält durch ihre Feder einen wie Balſam mildernden Schleier.

Nur ihre eigene Perſon hat ſie etwas zu ſtiefmütterlich behandelt. Von erotiſchen Gefühlen iſt in ihren herrlichen Liedern nirgends die Rede; ja ſie bedauert ausdrücklich, kein Mann zu ſein! So ſagt ſie:

„Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindeſtens nur,
So würde der Himmel mir raten.
Nun muß ich ſitzen ſo fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich löſen mein Haar
Und laſſen es flattern im Winde."

(„Am Turme", S. 82.)

In dem Gedichte „Die Schulen" (S. 29) heißt ſie „demütiger Schüler"; am „Weiher" ſchaut ſie als „Dichter" von dem Uferdamm; im „Hünenſtein" läßt ſie ſich aus ihren Träumereien durch den Lakeien wecken mit den Worten: „Herr, es regnet"; dieſelbe Anrede gebraucht in der „Mergelgrube" der alte Schäfer unſerer Dichterin gegenüber, und dieſelbe findet ſich wieder in dem aufregenden Gedichte „Die Schweſtern".

Auch da, wo ſie von ihrem Berufe als Herzenströſterin und Erweckerin ſpricht, wie über alles beſcheiden vergleicht ſie ſich mit jener Wüſtenblume:

„Farblos und Duftes bar, nichts weiß
Sie, als den frommen Tau zu hüten
Und dem Verſchmachtenden ihn leiſ'
In ihrem Kelche anzubieten.
Vorüber ſchlüpft die Schlange ſcheu
Und Pfeile ihre Blicke regnen,
Vorüber rauſcht der ſtolze Leu,
Allein der Pilger wird ſie ſegnen."

(„Mein Beruf", S. 105.)

Was ſchließlich ihre archäologiſchen Kenntniſſe von den Mumien betrifft, ſo giebt uns die nachſtehende einzige Strophe hinlänglich Zeugnis, daß unſere Dich-

terin auch auf dieſem Felde mehr bewandert war, als irgend eine ihrer Mitſchweſtern es geweſen ſein mag.

„Zu einer Mumie ward ich verſandet,
Mein Linnen Staub, fahlgrau mein Angeſicht,
Und auch der Skarabäus fehlte nicht.
Wie, Leichen über mir? ſoeben gar
Rollt mir ein Byſſusknäuel in den Schoß;
Nein, das iſt Wolle, ehrlich Lämmerhaar —
Und plötzlich ließen mich die Träume los."

(„Die Mergelgrube", S. 54. 55.)

Wir glauben nunmehr durch dieſe ſtattliche Reihe von Beiſpielen unſeren Leſern die Überzeugung beigebracht zu haben, daß die in der Einleitung ausgeſprochene Behauptung, Annette von Droſte ſei eine Naturforſcherin von ganz beſonderer Begabung geweſen, durchaus nicht übertrieben iſt. Wir haben ihre Naturſchilderungen nach unſerem Buche „Der Menſch und die drei Reiche der Natur" geordnet und können nun wohl ſagen, daß ihre Gedichte den Menſchen und die geſamte Natur in Verſen darſtellen; daß nirgends ein Fehler, nirgends eine Ungenauigkeit vorhanden, vielmehr alles lebens- und naturwahre Darſtellung iſt. Ja, **Annette von Droſte-Hülshoff iſt eine weſtfäliſche Naturforſcherin von Gottes Gnaden!**

Schlusswort

in der Singweise der Dichterin.

Das Annette von Droste-Denkmal

am Kanonenberg zu Münster.

Leis, leis die Maiennacht
Vom Himmel sank hernieder;
Weit, weit nur Lenzespracht
Und Nachtigallenlieder.
Die Aa, ein schimmernd Band,
Im Thal vorüberrinnet;
Durchs Lindengrün gewinnet
Der Mond die Überhand.

Und wie sein Silberlicht
Erhellt die stille Wiese,
Wo rings die Linden dicht
Sich reihen Ries' an Riese;
Da steigt ein grau Gestein
Empor aus grünem Grunde,
Das schließet in der Runde
Ein schlichtes Gitter ein.

Stumm ſchaut der Mond herab,
Des bangen Zweifels Beute,
Ob dies ein ehrlich Grab,
Ob's eine Schuld bedeute.
Die Blumen ſchlummern all,
Die können's ihm nicht ſagen
Was ſich hier zugetragen;
Sing' du es, Nachtigall!

„Ja, zart und elfengleich war die Geſtalt!
Die hohe Stirn vom blonden Haar umwallt,
Das auf dem Scheitel ſich zur Krone bauſchte,
So ſaß ſie oft im Dämmerlicht und lauſchte
Den Liedern meiner Ahnen, dort wo ſich
An Büſchhaus lehnen noch die alten Eichen.
Und aus den Tönen wand ſie ſinniglich
Gedanken und Geſänge ſonder Gleichen,
Wie mit der ſchneeigweißen, ſchlanken Hand
Feldblumen ſie zum Strauß zuſammenband.

„Doch groß und heldenhaft war all ihr Thun!
Sie wußte nichts von Müßiggehn, von Ruh'n.
Das edelſtolze Blut, dem ſie entſtammte,
Der Genius, der ihre Seel' entflammte,
Die machten Herz und Geiſt der Jungfrau ſtark,
Daß ſie in Herzeleid und Schickſalſchlägen
Nur Läut'rung fand, wie aus Geröll und Quark
Und totem Stein auf allen Lebenswegen
Sie Schätze ſchlug, wenn in des Wiſſens Drang
Die ſchwache Hand den ſchweren Hammer ſchwang.

„Prophetin war ſie! Was das Auge nie
Geſehen, malt' ihr treu die Phantaſie.
Wie, wenn ſie träumte auf der Vorwelt Trümmern,
Und durch das Lid man ſah ihr Auge ſchimmern,
So ſah ihr Geiſt auch durch die Fernen hin,
So drang ihr Blick auch durch des Stoffes Hülle.
Was andern Thorheit, war ihr tiefer Sinn,
Und wo ſonſt Armut, fand ſie reiche Fülle.
Und was an Gaben barg ihr Heimatland,
Das wurde Gold in ihrer Dichterhand.

„So wuchs empor ſie, eine Himmelsbraut,
Doch mit des Lebens Scherz und Ernſt vertraut;
Ein fromm Gemüt in gottergebnem Hoffen,
Ein warmes Herz, für Lieb' und Freundſchaft offen.
Ja, eine Perle war ſie, himmliſchrein,
Ein zart Gewächs, das reinſte Frucht getragen;
Ein frohes Kind im heitern Sonnenſchein,
Doch ſtark genug, zu leiden ohne Klagen —
Alles in allem, ja, ſie war ein Heldenweib —
Fern bei der Meersburg, lieber Mond, da ruht ihr Leib.

„Ihr weiht man dieſen Stein;
Ihr weih' ich all mein Singen.
O möcht' die Stimme mein
In alle Herzen dringen,
Durch alle Gauen hin —
Es gilt, o Land Weſtfalen,
Die alte Schuld zu zahlen
An deine Dichterin!“

Princeton University Library
32101 073300343

DATE ISSUED | DATE DUE | DATE ISSUED | DATE
APR 16 58
SEP 29 70